

LaG - Magazin

„Euthanasie“

im Nationalsozialismus

05/2012

16. Mai 2012



Zur Diskussion

NS-„Euthanasie“ in Lüneburg und Formen des Gedenkens.....	5
NS-Gedenkstätten sind Räume theatraler Gestaltung.....	9
Ein Ort des Gedenkens blickt in die Zukunft.....	12
Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein.....	15
Ein anderes Aufschreibesystem zur Förderung des Erinnerns an die NS-„Euthanasie“: www.gedenkort-t4.eu	18
Katholischer Protest gegen „Euthanasie“ und Kinopropaganda für die Mordaktionen.....	21

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Material zur Gedenkstätte Hadamar.....	23
„Wohin bringt ihr uns?“ - Krankenmord in Grafeneck und Bernburg.....	25

Vorstellung Bildungsträger/ Lernorte

Gedenkstätten für die Opfer der NS-„Euthanasie“	28
Das Denkmal der grauen Busse.....	30

Empfehlung Fachbuch

„Euthanasie“ im Dritten Reich.....	32
Zwischen Pflegen und Töten.....	34
Im Gedenken der Kinder.....	36

Empfehlung Web

Der virtuelle Gedenkort T4.....	39
Zur Geschichte der NS-Medizin in Wien.....	40
Virtuelles Denkmal Gerechte der Pflege.....	41
Gedenkblog zu Erna Kronshage.....	42

Empfehlung Jugendbuch

Anton oder Die Zeit des unwerten Lebens.....	44
--	----

Empfehlung Lebensbericht

„Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“	46
---	----

Empfehlung Podcasts

Podcasts zur nationalsozialistischen „Euthanasie“	49
---	----

Neu eingetroffen

Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat.....	50
--	----

Liebe Leserinnen und Leser,

die aktuelle Ausgabe unseres LaG-Magazins liegt Ihnen vor. Der Schwerpunkt der „Euthanasie“-Morde im Nationalsozialismus greift eine Thematik auf, die sowohl erinnerungskulturell als auch in der historisch-politischen Bildung eher randständig behandelt wird. Das ist aus vielerlei Gründen ein Manko. Für den Bildungsbereich lassen sich an den relativ breiten Protesten und dem Widerstand gegen die Morde an Kranken und sogenannten Behinderten aufzeigen, dass und welche Handlungsspielräume Einzelnen im Nationalsozialismus blieben. Umgekehrt flossen die Erfahrungen der Täter/innen der T4-Mordaktion in die Vernichtung der europäischen Juden und anderer Opfergruppen ein und viele an den „Euthanasie“-Morden Beteiligte wurden zu Mördern oder Mordgehilfen in den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhard“. Wir möchten mit dieser Ausgabe zu einer vertiefenden Auseinandersetzung mit der Thematik in Bildungsprozessen beitragen und Denkanstöße liefern.

Das Zustandekommen dieser Ausgabe wurde durch die Mitwirkung der externen Autor/innen ermöglicht, die uns ihre Essays zur Verfügung gestellt haben. Ihnen gebührt unser Dank.

Jan Effinger zeigt am Beispiel eines „Euthanasie“-Opfers auf, dass der Status eines Kriegsgrabes dem Gedenken von Opfern des Nationalsozialismus zugu-

te kommt und gibt einen Einblick in Bildungsprojekte des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Regine Gabriel reflektiert die Möglichkeiten theaterpädagogischer Arbeit in der Gedenkstätte Hadamar. Darin sieht sie eine Chance, sich mit dem historischen Geschehen nicht allein kognitiv auseinanderzusetzen und begreift Theaterspiel als eine Form von Erinnerungsarbeit, mit der sie gute Erfahrungen sammeln konnte.

Sophie Wagenhofer gibt uns einen Einblick in die Geschichte des österreichischen Lern- und Gedenkortes Schloss Hartheim, in dem über 18.000 Menschen ermordet wurden. Darüber hinaus umreißt die Autorin die Diskussionen des Trägervereins um Gegenwartsbezüge in den Bereichen Bioethik und Eugenik.

Daniel Ziemer widmet sich in seinem Aufsatz anhand von drei Beispielen der Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein. Dabei betont er die Sicht auf die Gedenkstätte als Funktion für das kollektive Gedächtnis.

Robert Parzer bringt uns die Entstehung und den Aufbau des virtuellen „gedenkortes t4“ näher und widmet sich den Debatten, die sich um die Konzeption dieses Erinnerungsangebots im WWW im Zuge seines Aufbaus rankten.

Das Thema von *Christian Kuchler* sind der Widerstand einzelner Vertreter der katholischen Kirche gegen die NS-„Euthanasie“ am Beispiel des Münsteraner Bischofs von Galen und der Protest gegen den Spielfilm

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

„Ich klage an“, in dem sich die massenmediale Propaganda des Regimes manifestierte.

Wir danken besonders *Violetta Rudolf* für ihre Besprechung des Kinder- und Jugendbuches „Anton oder die Zeit des unwerten Lebens“.

In eigener Sache

Wir benötigen weiterhin Ihre finanzielle Unterstützung. Ab dem Sommer wird „Lernen aus der Geschichte“ in eine neues Büro umziehen müssen. Damit steigen unsere laufenden Kosten. Sie können uns jetzt helfen, in dem Sie Fördermitglied werden. [Zum Formular für Fördermitgliedschaften.](#)

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre. Das nächste Magazin trägt die Überschrift „Punks, Hippies und Skinheads – Subkulturen und Jugendbewegungen in Ost und West“ und erscheint am 13. Juni.

Ihre LaG-Redaktion

NS-„Euthanasie“ in Lüneburg und Formen des Gedenkens

Von Jan Effinger

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. ist eine humanitäre Organisation, die im Interesse und Auftrag der Angehörigen von deutschen Kriegstoten Friedhöfe anlegt und pflegt und den Familien somit letzte Gewissheit sowie einen Ort der Trauer bietet. 1919 nach dem Ersten Weltkrieg gegründet, arbeitet der Volksbund seit 1952 auf der Grundlage bilateraler Kriegsgräberabkommen und den Bestimmungen der Genfer Konventionen im Auftrag der Bundesregierung vor allem im Ausland. Diesem Umstand ist wohl geschuldet, dass der Verein bis heute in der öffentlichen Wahrnehmung vor allem als „Soldatengräberverein“ rangiert, obgleich dem Begriff „deutsche Kriegstote“ durchaus eine weitergehende Bedeutung zukommen kann. So errichtete der Volksbund beispielsweise im Jahre 2001 auch eine Friedhofsanlage für die mehrheitlich aus deutschen Städten in das Vernichtungsghetto in Riga deportierten und im Wald von Bikernieki ermordeten Juden in Lettland.

Im Inland befasst sich der Verein – insbesondere auch in seiner Jugend-, Schul- und Bildungsarbeit – schon seit langem mit allen Opfergruppen, die im bundesdeutschen „Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ (kurz: Gräbergesetz) aufgeführt werden, also ausdrücklich auch mit den Opfern von NS-Verbrechen. Sinn und Zweck dieses Ge-

setzes ist, die Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft dauerhaft zu erhalten.

Im November 2010 erhielt der Bezirksverband Lüneburg/Stade des Volksbundes einen Grabnachforschungsantrag von einem Angehörigen eines Kindes mit dem Namen Heinrich, das 1943/44 in der Kinderfachabteilung der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Lüneburg mutmaßlich dem NS-Euthanasieprogramm zum Opfer fiel. Die so einfache wie berechtigte Frage des Angehörigen an den Volksbund lautete: Wenn den Gräbern von NS-Opfern nach dem Gräbergesetz das gleiche dauernde Ruherecht wie den Soldatengräbern zukomme, dann müsse in Lüneburg doch auch noch ein Grab von Heinrich existieren oder, falls in Vergessenheit geraten, sich wiederherstellen lassen.

Die Forschung, namentlich im Beitrag des Historikers Raimund Reiter, hat das Wesentliche über die Rolle der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Lüneburg im „Dritten Reich“ längst ans Tageslicht befördert. Vor allem gelang ihr der Nachweis, dass mit der Einrichtung der sogenannten Kinderfachabteilung ab Oktober 1941 die gezielte Tötung von Patientinnen und Patienten auch in Lüneburg Einzug gehalten hatte: 300 bis 400 Kinder und Jugendliche wurden hier, überwiegend durch die Verabreichung des Medikaments „Luminal“, planmäßig ermordet. Damit war die Lüneburger Anstalt der zentrale Ort in Norddeutschland, an dem die reichsweite sogenannte Kinder-Aktion zum Vollzug kam, eine zentral geplante „Geheime Reichssache“, in deren Rahmen bis Kriegsende mehr als 5000 körperlich und

geistig behinderte Kinder ermordet wurden. Ende 2004 wurde auf der Basis dieser Erkenntnisse die Bildungs- und Gedenkstätte „Opfer der NS-Psychiatrie“ Lüneburg eröffnet. Untergebracht im historischen Wasserturmgebäude der ehemaligen Landes-Heil- und Pflegeanstalt und heutigen Psychiatrischen Klinik Lüneburg, beherbergt sie eine Dauerausstellung, sowie eine Dokumentensammlung, die einen tiefgreifenden Einblick in die Geschehnisse in der Anstalt während des „Dritten Reiches“ gewähren. Weitgehend unerforscht blieb bis dato dagegen die Geschichte eines ehemals zur Anstalt gehörigen Friedhofs, des heute städtischen Friedhofs Nordwest.

Recherchen zunächst im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv Hannover, wo sich die Patientenakten aus der Lüneburger Kinderfachabteilung befinden, ergaben das folgende Bild: Das Kind Heinrich war am 3. Juli 1943 von der Kinderfachabteilung der Rheinischen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Johannistal nach Lüneburg überstellt worden. Nur sechs Monate später, am 17. Januar 1944, verstarb der 10-jährige Junge an einem grippalen Infekt im Haus 25 der Lüneburger Kinderfachabteilung. Die Details von Heinrichs Patientenakte lassen eine weitgehende Übereinstimmung mit einem von Raimund Reiter entwickelten 10 Punkte umfassenden Indizienkatalog erkennen: Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kann demnach davon ausgegangen werden, dass Heinrich durch Verabreichung des Medikaments „Luminal“ ermordet wurde. Aus der Akte geht außerdem hervor, dass

seine Bestattung am 20. Januar 1944 auf dem Anstaltsfriedhof erfolgte.

Weitere Recherchen im Friedhofsamt der Hansestadt Lüneburg förderten Erstaunliches zutage: Nicht nur fand sich im Bestattungsbuch eine Liste mit 297 Namen von Kindern und Jugendlichen, die auf dem Anstaltsfriedhof auf einem mit „Kindergräber“ betitelten eigenen Gräberfeld bestattet worden waren, verschiedene Skizzen sowie ein Einbettungsplan ließen zudem erkennen, an welcher Stelle sich dieses Gräberfeld einmal befunden hatte. Denn auch das wurde klar: Spätestens ab Mitte der 1970er Jahre war das Kindergräberfeld eingeebnet und überbettet worden, obwohl es sich bei einer erdrückenden Mehrzahl der Kinder um NS-Opfer handeln dürfte. Wie konnte so etwas passieren?

Bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit strengten verschiedene Strafverfolgungsbehörden Ermittlungsverfahren gegen das Lüneburger Anstaltspersonal an. Zu einem Prozess kam es jedoch nicht. Selbst als der ehemalige Leiter der Kinderfachabteilung, Dr. Willi Baumert, 1962 im Zuge erneuter staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen die gezielte Tötung von Kindern gestand, hatte dies keine weiteren Konsequenzen. Baumert wurde aus gesundheitlichen Gründen für prozessunfähig befunden und das Verfahren eingestellt. Durch die ausgebliebene gerichtliche Feststellung des Lüneburger Kindermordes sah sich die Stadtverwaltung – obgleich durch die Verabschiedung des Gräbergesetzes 1965 erneut zur Aktualisierung ihrer Kriegsgräberlisten verpflichtet

– offenkundig nicht bemüht, die Kindergräber des Anstaltsfriedhofs in die selbigen aufzunehmen. Und so wurden diese nach Ablauf der normalen Ruhezeit – in der Regel 25 bis 30 Jahre – eingeebnet und überbettet. Durch die Überbettung aber sind die Kindergräber unrettbar verloren gegangen – und damit auch der primäre Ort der Trauer für die Angehörigen.

Was kann man nun tun? Zunächst einmal hat sich eine Arbeitsgruppe aus Vertretern der Stadtverwaltung, der Gedenkstätte und des Volksbundes gebildet, um ein Konzept zur Gestaltung eines Gedenkortes auf dem Friedhof Nordwest zu entwickeln. Die Friedhofsverwaltung hat bereits zugesagt, das letzte noch bestehende Gräberfeld aus der Zeit des Anstaltsfriedhofs, das über einem Teil des ehemaligen Kindergräberfeldes angelegt worden ist, dauerhaft zu erhalten. Des Weiteren soll ein im Jahre 1983 aufgestellter Gedenkstein für die Opfer der NS-Psychiatrie an diese Stelle verlegt werden. Angedacht ist auch, den Gedenkstein um eine im Rahmen des Volksbund-Projektes „Geschichts- und Erinnerungstafeln auf Kriegsgräberstätten“ erstellte Informationstafel, die Aufschluss über die historischen Zusammenhänge gibt, zu ergänzen. Vor allem aber sollen die Namen der Kinder wieder an dem historischen Ort des ehemaligen Kindergräberfeldes installiert werden, um nicht nur einen Ort anonymen Gedenkens an NS-Opfer, sondern auch einen konkreten Ort der Trauer für die Angehörigen zu schaffen.

Der Volksbund plädiert in diesem Zusammenhang dafür, nicht einfach ein Unternehmen mit der Herstellung von mit den Opfernamen versehenen Granitplatten oder Bronzetafeln zu beauftragen, sondern schon die materielle Erstellung der Namensträger mit einem pädagogischen Projekt der historisch-politischen Bildungsarbeit zu verbinden – analog zu dem seit 2007 erfolgreich praktizierten Projekt „Namensziegel für sowjetische Kriegsgefangene“. In diesem stellen Jugendliche in ihren Schulen Tonziegel mit den Namen der Opfer her und befassen sich darüber hinaus anhand von Reproduktionen überlieferter Dokumente mit individuellen Opferschicksalen. Die Anbringung der Namensziegel auf dem Friedhof erfolgt auf ebenfalls von Schüler/innen – hier der Berufsbildenden Schulen – angefertigten Trägerkonstruktionen, angepasst an die jeweilige Friedhofstopographie.

Durch ihren eigenen, dauerhaften und bleibenden Beitrag beteiligen sich die Jugendlichen an der Schaffung eines Ortes der Trauer und des Gedenkens für die Angehörigen der Opfer – und leisten so einen Beitrag zu einer lebendigen und authentischen Erinnerungs- und Gedenkkultur in Deutschland.

Literatur und weiterführende Informationen

Raimund Reiter: „Opfer der NS-Psychiatrie aus Osnabrück“, in: Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 115, Osnabrück 2010, S. 159-170; der Aufsatz kann als [PDF heruntergeladen](#) werden.

Mehr Informationen, eine Auswahlbibliographie etc. zur „Kindereuthanasie“ finden sich auf der [Website](#)

der Bildungs- und Gedenkstätte „Opfer der NS-Psychiatrie“ Lüneburg.

Weitere Informationen zum Projekt „Geschichts- und Erinnerungstafeln auf Kriegsgräberstätten“

Informationen zum Namensziegelprojekt beim Volksbund-Niedersachsen, bei der AG Bergen-Belsen, bei der Stiftung Lager Sandbostel sowie ein weiterer Artikel auf Volksbund.de.

Über den Autor

Jan Effinger ist Historiker und war von 2003 bis 2007 Schul- und Bildungsreferent beim Bezirksverband Lüneburg/Stade des Volksbundes und ist dort seit 2008 Geschäftsführer.

NS-Gedenkstätten sind Räume theatraler Gestaltung

Von Regine Gabriel

Sie schütteln jetzt den Kopf. Sie sind vielleicht sogar angesichts der Überschrift ein wenig empört. Macht nichts, das bin ich gewöhnt. Ich werde versuchen, Ihnen zu erklären, warum ich dieser Auffassung bin. Doch zunächst gebe ich einen kurzen Überblick über die Gedenkstätte Hadamar und ihre normale Arbeitsweise. Dann werde ich über die Arbeit mit theaterpädagogischen Methoden in Hadamar berichten.

Die Gedenkstätte Hadamar gehörte während der NS-Zeit zu einer der sechs Euthanasietötungsanstalten. In der ehemaligen Landesheilanstalt Hadamar fanden zwischen 1941 und 1945 ca. 15.000 Menschen im Rahmen des NS-„Euthanasie“-Programms gewaltsam den Tod. In der 1983 eröffneten Gedenkstätte sind die ehemalige Busgarage, die ehemalige Gaskammer, der Sezierraum mit originalem Seziertisch, der Standort der Krematorien und der Friedhof, auf dem sich Massengräber befinden erhalten. Außerdem gibt es Ausstellungs- und Arbeitsräume. Seit 1991 bieten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begleitete Rundgänge durch die Gedenkstätte an. Studientage, die neben dem Kennenlernen des historischen Ortes die Möglichkeiten zu aktuellen Diskussionen wie z.B. den Umgang mit behinderten Menschen heute, Pränataldiagnostik oder Präimplantationsdiagnostik (PID) möglich machen, sind das zweite Standbein des pädagogischen Angebots. Auch Seminaran-

gebote zu anderen Themen im Kontext des Nationalsozialismus finden statt. Filmveranstaltungen, Sonderausstellungen und besondere kulturelle Veranstaltungen zu Gedenktagen runden das Angebot ab. Die Gedenkstätte Hadamar versteht sich als Ort der historisch-politischen Bildung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene.

Besonderes Augenmerk legt die Gedenkstätte auf die Anleitung ihrer ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auch bei kürzeren Führungen durch die Gedenkstätte wird versucht, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ein zu beziehen. Dies geschieht u.a. durch das Vorstellen von Opfer- oder Täterbiografien in Form von Fotokarten mit lebensgeschichtlichen Erläuterungen.

Als eine außergewöhnliche Besuchergruppe hat die Gedenkstätte Hadamar Kinder ab neun Jahren im Blick. In der Arbeit mit Grundschulkindern kann ich inzwischen auf zehn Jahre Erfahrung zurückblicken. Gerade für diese Zielgruppe war die Suche nach ungewöhnlichen Methoden von zentraler Bedeutung. Allerdings ist diese Suche nach neuen pädagogischen Wegen in der historisch-politischen Bildung nicht nur für Kinder, sondern für Zielgruppen aller Altersstufen von Bedeutung.

Theaterpädagogisches Arbeiten als Chance der Vermittlung

Hartmut von Hentig sagte einmal: „Das Theaterspiel ist eines der machtvollsten Bildungsmittel die wir haben.“ (Hentig, 117ff) Mit keinem anderen Medium können wir

uns in Menschen und deren Geschichten so intensiv hinein versetzten, wie im Theater-spiel. In dem wir uns bemühen einen anderen Menschen darzustellen, befinden wir uns auf dem Weg, die eigene Persönlichkeit zu erweitern.

Hentigs Aussage ist für mich das Leitmotiv, mit theaterpädagogischen Zugängen in der Gedenkstätte Hadamar zu arbeiten. Je intensiver ich diesen Weg beschreite, desto deutlicher lassen sich die Lernerfolge sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen ablesen. Lernerfolge im Sinne von:

Empathiefähigkeit zu erlangen für Menschen, die mir eher fremd sind (hier Menschen mit Behinderungen); aus geschichtlichen Ereignissen im Hier und Heute Schlüsse zu ziehen; diesen Ereignissen in ihren verschiedenen Dimensionen nachspüren zu können; im Rollenspiel die „Rolle“ von Opfern sowie Täterinnen und Tätern ausprobieren zu können, um persönliche wie strukturelle Bedingungen kritisch hinterfragen zu lernen.

Wenn in einer NS-Gedenkstätte mit theaterpädagogischen Methoden gearbeitet wird, heißt das auch, das Theaterspiel als eine Form der Erinnerungsarbeit anzusehen. George Tabori sagte einmal: „Unmöglich ist es, die Vergangenheit zu bewältigen, ohne dass man sie mit Haut, Nase, Zunge, Hintern, Füßen und Bauch wieder erlebt hat.“ (Tabori, 33)

Tabori verstand das Theater als Lernprozess. Lernen im Dialog ist eine seiner Maximen. Er knüpfte hier an menschliche Stärken

und Schwächen an. Er integrierte Lehren und Lernen. Taboris Weg ist der, den auch die Reformpädagogik beschreitet: Ein Weg, sich selbst zu finden und zu wachsen. Und dieses Wachstum ist ein Prozess, der Zeit braucht, um Haltungen zu erwerben, um die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit voranzutreiben. All dies ist somit eine pädagogische Verfahrenserweiterung.

Theaterpädagogische Methoden als Handwerkszeug für Gedenkstättenpädagoginnen und -pädagogen sind eine Bereicherung nicht nur für die Teilnehmenden an Führungen und Seminaren, sondern auch für die Pädagoginnen und Pädagogen selbst. Dies kann u.a. durch Folgendes geschehen:

eine Gruppe durch ein „Warm-up“ begrüßen,

Raumläufe gestalten, um das neue Arbeitsumfeld für den Tag in der Gedenkstätte ins Bewusstsein zu bringen,

die Aufmerksamkeit auf die Gruppe lenken, gerade auch dann, wenn es sich um Schul-klassen handelt, die alltäglich zusammen sind, sich aber in vorgefertigten Rollen be-gegenen,

erarbeiten kleiner Szenen z.B. durch Statu-
enbau,

Räume bespielen, z.B. durch Textbausteine, die im Ausstellungsraum, dem Eingangsbe-reich oder in Seminarräumen theatral prä-sentiert werden.

Alle diese Elemente geben einem Besuch in der Gedenkstätte eine konzentrierte und in-tensive Arbeitsatmosphäre. Das erleichtert

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Zur Diskussion

Lernen und macht Spaß. Darüber hinaus werden Phantasie und Kreativität der Teilnehmenden angeregt. Viele Besucherinnen und Besucher jeglichen Alters machen im Umgang mit theaterpädagogischen Methoden das erste Mal die Erfahrung, dass sie in der Lage sind zu spielen. Derartige Methoden helfen dabei das Interesse an politischen und historischen Ereignissen zu wecken und zu erfahren, dass Politik etwas mit mir zu tun hat und nicht ausschließlich Politikerinnen und Politikern oder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern obliegt. Diese Methoden erleichtern auch den Zugang speziell zu den NS-Euthanasie-Verbrechen und den aktuellen Fragestellungen in Bezug auf die gesellschaftliche Akzeptanz von Menschen mit Behinderungen.

NS-Gedenkstätten sind Räume theatraler Gestaltung. Sie sind durch ihre Inszenierung der historischen Räume oder gar der künstlerischen Gestaltung Orte, die für das Theaterspiel prädestiniert sind.

Mit Blick auf die Besucherinnen und Besucher heißt das: Theaterpädagogik fördert und entwickelt Körperbewusstsein und ein Gefühl für Präsenz und Spannung, den Gebrauch der eigenen Stimme, ein intuitives/imaginatives Gespür und den bewussten Umgang mit Raum und Zeit, also die dramatische, theatrale Ausdrucksfähigkeit.

Theaterpädagogisches Arbeiten in NS-Gedenkstätten verhilft den Besucherinnen und Besuchern zu persönlichen und künstlerischen Erfahrungen. Mit Hilfe theaterpädagogischer Methoden gelingt es, abstrakte

historische Ereignisse in Handlungszusammenhängen sichtbar zu machen.

Literatur

Hentig, Hartmut von: Bildung, München 1996.

Tabori, George: zit. Nach: Guerrero, Chantal: George Tabori im Spiegel der deutschsprachigen Kritik. Theaterwissenschaft 3, Köln 1999.

Über die Autorin
Regine Gabriel ist Pädagogin und
Theaterpädagogin (BuT). Sie arbeitet seit 1989
in der Gedenkstätte Hadamar.

Ein Ort des Gedenkens blickt in die Zukunft.

Debatten über Eugenik, Euthanasie und Bioethik im Schloss Hartheim

Von Sophie Wagenhofer

Als Zivilisationsbruch hat Dan Diner die systematische Vernichtung menschlichen Lebens während der nationalsozialistischen Herrschaft bezeichnet. Schloss Hartheim in der Nähe von Linz steht mahrend dafür. Mit der Enteignung des Schlosses im Jahr 1938 und dem Beginn der gezielten Tötung behinderter Menschen wurde das Schloss auf perfide Weise zweckentfremdet, war es doch eigentlich eine Einrichtung zur Betreuung und Pflege. Über 18.000 Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung bzw. psychischen Erkrankungen wurden in den Jahren 1940 und 1941 im Rahmen der so genannten „Aktion T 4“ in dem Renaissanceschloss nahe der Landeshauptstadt Linz umgebracht. Mit dem Ende der „Aktion T 4“ hörte das Töten in Hartheim keineswegs auf; über 8.000 Gefangene aus den Konzentrationslagern Mauthausen, Gusen und Dachau sowie Kriegsgefangene wurden bis Ende 1944 im Schloss ermordet.

1945 war dieses dunkle Kapitel zu Ende und scheinbar über Nacht aus dem kollektiven Gedächtnis der Menschen ausradiert. Die Akten waren vor Kriegsende systematisch vernichtet und die Gasanlagen abgebaut worden. Kriegsflüchtlinge zogen nun ins Schloss ein, später wurden Opfer des Donauhochwassers von 1954 hier einquartiert. Aus der Tötungsstätte des nationalsozialis-

tischen Regimes war ein Wohnhaus geworden. Über die Ermordung zehntausender Menschen wurde nicht gesprochen.

Die Transformation dieses Gebäudes in einen Ort des Gedenkens und Lernens vollzog sich langsam. Ein Prozess, der mit einer „tiefen Irritation“ im lokalen Umfeld des Schlosses einherging (Kepplinger 2003: 112). Erst Mitte der 1990er Jahre begann ein Verein, sich systematisch mit der schwierigen Vergangenheit dieses Ortes auseinanderzusetzen. Die Umbauarbeiten, die 1997 von der oberösterreichischen Landesregierung in Auftrag gegeben wurden, legten nach und nach die Geschichte dieses Ortes frei. Menschliche Überreste wurden gefunden, ebenso wie Alltagsgegenstände, Reste der ehemaligen Euthanasieanlagen und Häftlingsmarken von Opfern. Anhand gesammelter Dokumente versuchten Wissenschaftler sukzessive die Ereignisse zu rekonstruieren. Die Ergebnisse werden in einer umfangreichen Ausstellung in der Gedenkstätte präsentiert. Damit war der erste Schritt, nämlich eine intensive Auseinandersetzung mit den Verbrechen in den 1930er und 1940er Jahren, getan.

Doch die Mitglieder des Vereins Schloss Hartheim verstehen ihren Auftrag darüber hinaus: „Der Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim übernimmt die Aufgabe, nicht nur auf das historische Geschehen in Hartheim hinzuweisen, sondern auch die Auseinandersetzung um aktuelle Fragen nach dem Wert des menschlichen Lebens zu führen.“¹ Eben diese Fragen sind komplex und vor allem kontrovers. Was ist der Wert des

Lebens überhaupt und was macht Leben „unwert“? Wer darf das beurteilen und welche Rolle spielen medizinischer Fortschritt, Stammzellenforschung oder pränatale Diagnosemöglichkeiten in diesem Kontext? Wo stößt die in den Menschenrechten verankerte Gleichstellung aller Menschen an ihre Grenzen? In Schloss Hartheim sieht man eine besondere Verantwortung, sich dieser wichtigen sozialpolitischen Themen anzunehmen, denn genau an diesem Ort wurde unter nationalsozialistischer Herrschaft menschliches Leben als „unwert“ eingestuft und systematisch vernichtet.

Diese Auseinandersetzung geschieht auf ganz unterschiedlichen Ebenen: zum einen in und durch die 2003 eröffnete Dauerausstellung „Der Wert des Lebens“, zum anderen im Rahmen von Symposien und Konferenzen, aber auch durch ein vielfältiges pädagogisches Programm, das sich an Schüler und Schülerinnen ebenso wie an Multiplikatoren und Multiplikatorinnen richtet. Im Kontext von Dauerausstellung und Rahmenprogramm wird nicht nur die Geschichte dieses Ortes und damit die systematische Tötung behinderter Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus beleuchtet, sondern auch die rechtliche und soziale Situation von Menschen mit Behinderung ab dem frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart in den Blick genommen. Die Ausstellungsmacher sprechen sich klar gegen ein utilitaristisches Menschenbild aus, setzen sich kritisch mit Bioethik auseinander und mischen sich aktiv in politische und sozioökonomische Debatten ein. So wurden

beispielsweise auf der III. Internationalen Hartheim-Konferenz im März 2012 unter dem Titel „Biologisierung des Sozialen“ neben historischen Fallstudien auch aktuelle Formen „biologistischer Exklusionserzählungen“ – verdichtet in der Kontroverse um Thilo Sarrazins Buch – diskutiert.

Der Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim ist ein Beispiel dafür, wie Lernen aus der Geschichte funktionieren kann, wie das Wissen und Sprechen über die Vergangenheit Diskussionen ebenso wie unser Handeln in der Gegenwart fruchtbringend beeinflussen können. Doch Hartheim ist mehr als ein Ort des Gedenkens und Lernens, die Geschichte des Ortes steht auch für die Zurückgewinnung von Raum und Menschenwürde: Der Oberösterreichische Landeswohltätigkeitsverein knüpfte an die Vorkriegstradition der Betreuung behinderter Menschen an und gründete 1965 das Institut Hartheim mit betreuten Wohneinheiten, Werkstätten, Ateliers, einem Garten, Freizeitangeboten und therapeutischen Einrichtungen. So leben heute wieder Menschen mit Behinderung an jenem Ort, an dem das nationalsozialistische Regime Menschen ihr Recht auf Leben abgesprochen hat.

Endnote

(1) Zitiert von der Internetseite des Lern- und Gedenkortes Schloss Hartheim, <http://www.schloss-hartheim.at/index.asp?peco=&Seite=466&UID=&Lg=1&Cy=1>, abgerufen am 15. März 2012.

Literatur

Leitbild des Vereins Schloss Hartheim, Alkoven 1999, als [Pdf verfügbar](#).

Dederich, Markus: „Die Ausgrenzung und Vernichtung von Behinderten in der Geschichte und die Bioethischen Fragen der Gegenwart“ in: Wert des Lebens. Begleitpublikation zur Ausstellung in Schloss Hartheim, Linz 2003, S. 173-184.

Kepplinger, Brigitte: „Die Tötungsanstalt Hartheim 1940-1945“ in: Wert des Lebens. Begleitpublikation zur Ausstellung in Schloss Hartheim, Linz 2003, S. 85-115.

Über die Autorin

Sophie Wagenhofer ist Historikerin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Moderner Orient und an der Humboldt Universität zu Berlin.

Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein

Daniel Ziemer

Auf dem Sonnenstein, einer Erhebung direkt oberhalb der Altstadt von Pirna bei Dresden, befand sich 1940 und 1941 in einem Teilbereich der kurz zuvor geschlossenen, traditionsreichen Heil- und Pflegeanstalt eine Tötungsanstalt der nationalsozialistischen „Aktion T4“. 13.720 psychisch kranke oder geistig behinderte Menschen sowie über 1.000 Häftlinge aus Konzentrationslagern wurden in Pirna-Sonnenstein ermordet. Nach Kriegsende gab es in beiden deutschen Staaten nur ein geringes Interesse an einer Aufarbeitung der „Euthanasie“-Verbrechen angesichts gesellschaftlich tief verwurzelter Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderungen oder psychischen Krankheiten. In der Bundesrepublik blieben die ehemaligen Tötungsärzte von Pirna-Sonnenstein in Gerichtsprozessen straffrei. In Pirna wurde in den vierzig Jahren der DDR die Erinnerung an den Massenmord weitgehend verdrängt, das frühere Tötungsgebäude bis 1990 als Betriebsgebäude genutzt.

Ausgehend vom Engagement einer Bürgerinitiative seit Beginn der 1990er Jahre wurde im Jahr 2000 die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein eingeweiht und erinnert am historischen Ort an die Opfer der „Euthanasie“-Verbrechen. Im selben Gebäude befindet sich eine Werkstatt der Arbeiterwohlfahrt für Menschen mit Behinderung. Diese Nachbarschaft unterstreicht die Aufgabe der Bildungsarbeit in der Gedenkstätte, die

allgemeine Bedeutung der Menschenrechte zu reflektieren und den Blick für Diskriminierungen im heutigen Alltag zu schärfen.

Statt eines Gesamtüberblicks über die Bildungsarbeit der Gedenkstätte möchte ich im Folgenden – aus der Perspektive des für mich ersten halben Jahres als Mitarbeiter der Gedenkstätte – drei Angebote der Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein herausgreifen und didaktisch reflektieren. Zentrale gedenkstättenpädagogische Fragen müssen hier ausgeklammert bleiben, etwa zum Umgang mit der historischen Aura der Gedenkstätte, dessen Funktion als symbolisch aufgeladener Ort der Erinnerungskultur die Bildungsarbeit stets reflektieren muss.

Die wichtigste Aufgabe der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein liegt im Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen. Für die Bildungsarbeit bedeutet dies eine Herausforderung mit der großen zeitlichen und lebensweltlichen Distanz der Besuchergruppen gegenüber dem historischen Geschehen umzugehen. Wie kann es gelingen, die in der Tötungsanstalt ermordeten Menschen nicht als eine der Vorstellungskraft enthobene Menge anonymer Opfer zu begreifen, sondern als eine Vielzahl individueller Menschen mit je eigenen Namen, eigenen Gesichtern, eigenen Biographien? Eine Annäherung hierfür ist in Pirna-Sonnenstein das Projekt „Augen sagen mehr“. Es verbindet die exemplarische Rekonstruktion einzelner Biographien mit Elementen von Kreativität und des unvoreingenommenen Entdeckens. Die Teilnehmerinnen und

Teilnehmer wählen in Kleingruppen aus verschiedenen Fotoausschnitten, die Augenpaare von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“ zeigen, eines aus, welches sie besonders anspricht. Sie begeben sich innerhalb der Gedenkstätte auf eine Spurensuche nach dem Gesicht und der Person, zu der das Augenpaar gehört. Anschließend setzen sich die Kleingruppen anhand eines Biografietextes sowie Quellenmaterials eingehender mit dem individuellen Lebenslauf und Schicksal des Mannes, der Frau oder des Kindes auseinander. Mit Bastelmaterialien entwerfen sie eine Gedenktafel, die an diesen Menschen erinnert und seine persönliche Lebensgeschichte hervorhebt. Zum Abschluss stellen die Kleingruppen ihre Person vor. Anhand ihrer kreativen Beiträge setzen sie sich auf diesem Wege mit dem Sinn von Erinnerungskultur auseinander und lernen in eigener praktischer Arbeit dessen Gestaltungs- und Auswahlperspektiven kennen. Die Gedenktafeln können von den Teilnehmenden nach dem Projekt mitgenommen und beispielsweise in der jeweiligen Schule ausgestellt werden. So gewinnen ihre Arbeitsergebnisse eine Aussagekraft über den Gedenkstättenbesuch hinaus.

Wie „Augen sagen mehr“ schließt auch das Projekt „Diskussionsstationen“ an eine Führung durch die Gedenkstätte an. Es greift von diesem Rundgang ausgehende ethische Fragestellungen wieder auf und verbindet diese mit einem verstärkten thematischen Gegenwartsbezug. Das Projekt ist modular in einzelne Themenstationen gegliedert und kann für jedes Alter und Interesse the-

matisch angepasst werden. Neben der Frage nach damaligen Motiven für die Akteure der Tötungsanstalt oder nach der Verantwortung der Einwohner Pirnas wird um eine Meinung gebeten, wie das Menschenbild in unserer heutigen Gesellschaft tatsächlich aussieht. Ganz konkret werden verschiedene Stufen der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Behinderung anschaulich vorgestellt und diskutiert. Eine weitere Station vermittelt am Beispiel einer aktuellen Werbekampagne der Bundesregierung „Behindern ist heilbar“ das Konzept der Barrierefreiheit und fragt nach Umsetzungsmöglichkeiten. Auch das Thema Sterbehilfe oder Aspekte der Pränatal- bzw. Präimplantationsdiagnostik können zur Diskussion gestellt werden.

Zunächst durchlaufen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer diesen Themenparcours jeweils für sich, um die Stationen schriftlich zu bearbeiten und zu kommentieren. Danach finden sich an jeder Station Kleingruppen zusammen, diskutieren kontrovers die dort entstandenen Ergebnisse und stellen diese in der abschließenden gemeinsamen Runde vor. Die Form der Diskussionsstationen ist bewusst offen gewählt und gibt keine „richtigen“ Antworten in Aufgabenstellung und Diskussion vor. Die Stationen bieten den Teilnehmenden die Möglichkeit, die in der Gedenkstättenführung gewonnenen Eindrücke und Informationen kritisch zu reflektieren. Vor allem sollen sie ermutigt werden, sich eine eigene Meinung zu bilden und zu äußern sowie ihr Bewusstsein für die eigenen Handlungsoptionen in der Gesell-

schaft zu stärken.

Über die klassischen Adressaten der Bildungsarbeit – vor allem Schulen, Berufsschulen, Vereine sowie die interessierte Öffentlichkeit – hinaus muss sich die Gedenkstätte als Vermittler eines kollektiven Gedächtnisses der breiten Gesellschaft zuwenden. Diese Notwendigkeit zeigt sich gerade in Pirna, einer Kreisstadt mit knapp 40.000 Einwohnern, aus deren öffentlichem Bewusstsein der nationalsozialistische Täterort lange verdrängt worden war und die sich heute mit anhaltenden Wahlerfolgen der NPD in der Region auseinandersetzen muss.

Vor diesem Hintergrund führt seit dem Jahr 2002 eine Gedenkspur aus 14.751 bunten Kreuzen durch Pirna. Sie markiert einen Weg von der Elbe quer durch die Altstadt bis zur Gedenkstätte. Jedes Kreuz steht für einen einzelnen der auf dem Sonnenstein ermordeten Menschen. Die schier endlose Menge der Zeichen führt den aufmerksamen Passanten vor Augen, welche Dimension die Krankenmorde an diesem Ort hatten. Die Kreuze werden von Jugendlichen im Rahmen von Projekttagen in Kooperation mit dem Pirnaer Verein „Aktion Zivilcourage“ immer wieder neu auf den Boden gesprüht oder gemalt, da die Kreuze durch die Witterung mit der Zeit verblassen. In der Stadt erscheinen manche Abschnitte der Gedenkspur wie frisch gesprüht, andere sind dagegen kaum noch zu erkennen. Dies macht sowohl den an der Gedenkspur engagierten Jugendgruppen als auch den Passanten sichtbar, dass die bunten Kreu-

ze kein einmaliges Projekt sind, mit der die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in Pirna abgehakt werden kann. Stattdessen symbolisiert die Spur in ihrem Verblassen, dass das Engagement gegen das Vergessen eine dauernde Aufgabe der Gesellschaft bleibt.

Über den Autor

Daniel Ziemer, Historiker, ist seit Ende 2011 als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein verantwortlich.

Ein anderes Aufschreibesystem zur Förderung des Erinnerens an die NS-„Euthanasie“: www.gedenkort-t4.eu

Von Robert Parzer

Tim Berners Lee, der Erfinder des Internets, wie wir es kennen, prägte einmal den schönen Satz: „Was nicht im Web ist, existiert nicht.“ Einmal davon abgesehen, dass wir immer noch ein ganzes Stück von unserer Komplettdigitalisierung entfernt sind, steckt mehr als ein Körnchen Wahrheit in diesem Diktum. Immer mehr Menschen verbringen immer mehr Zeit online, der Konsum traditioneller Medien verringert sich oder er wird ins Netz verlagert. Man muss nicht selbst in sozialen Netzwerken präsent sein, um festzustellen, dass immer mehr für die Gesellschaft konstitutive Prozesse wie Partizipation, Diskussion und Bildung im Netz stattfinden.

Gedenkstätten und real existierende Geschichtsorte haben diesen digital turn nur teilweise erkannt und ihre Konsequenzen daraus gezogen. So entstanden vielbeachtete Projekte wie die Facebookseite der Gedenkstätte Auschwitz; zu konstatieren ist aber auch, dass im deutschsprachigen Raum hier noch große Zurückhaltung geübt wird. Nur die Gedenkstätte Auschwitz-Buchenwald hat sich mutig mit ihrer Facebookseite ins Web 2.0 gestürzt. Von den Gedenkstätten für die Opfer der NS-„Euthanasie“ ist mit einer Ausnahme noch keine einzige in die Welt der sozialen Netzwerke vorgedrungen. Damit schreiben sich offline vorhandene

Wahrnehmungsstrukturen und Narrative im Internet weiter fort. Fast jede/r kann eine KZ-Gedenkstätte benennen, Namen wie Grafeneck und Hadamar oder gar Wehnen sagen jedoch kaum Jemandem etwas. Auch im Internet gibt es eine fast unüberschaubare Vielzahl an statischen Seiten, Blogs und Facebook-Gedenkseiten für Opfer vor allem des Holocaust, so viele jedenfalls, dass es bereits akademische Forschung über dieses Phänomen gibt.

Wollen NS-„Euthanasie“-Gedenkstätten ihren Bildungs- und Erinnerungsauftrag ernst nehmen, dann sind sie gefordert auch dahin zu gehen, wo sich immer mehr Menschen immer länger aufhalten: Im Internet, und da vor allem in seiner Agora, den sozialen Netzwerken.

Um an den Anfang zurückzukehren: Als die Wichern-Diakonie Frankfurt/Oder und der Paritätische Wohlfahrtsverband Berlin den Transport und das Aufstellen des Denkmals der Grauen Busse nach Brandenburg/Havel und an die Tiergartenstraße 4 in Berlin organisierten, fiel den Organisator/innen die oben beschriebene Lücke erstmals auf. Noch einmal wurde dies deutlich, als im Jahr 2010 unter Federführung des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Berlin die Sterbebücher der Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrawalde an das Landesarchiv Berlin übergeben wurden. Im Nachgang zu diesen Tätigkeiten wurde die Idee geboren, ein Informations- und Gedenkportal im Internet aufzubauen, das gleichzeitig die europäische Dimension der NS-„Euthanasie“-Verbrechen aufzeigen wie auch für Lernschwache durch die Über-

setzung zentraler Texte in Leichte Sprache zugänglich sein sollte. Schnell waren mit dem polnischen Verein Dialog-Współpraca-Rozwój und dem österreichischen Unternehmen atempo zwei Partner gefunden, die einen Antrag auf Förderung im Rahmen des Programms „Europa für Bürger und Bürgerinnen /Aktive europäische Erinnerung“ unterstützen konnten. Dank des Erfolgs dieses Antrages und einer Kofinanzierung durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und aus Eigenmitteln des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes konnte die fertige Seite am 9.11.2011 im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors präsentiert werden. Zur Sicherung der Qualität der Seite wurde ein Beirat eingerichtet, dem unter anderem Uwe Neumärker, Andreas Nachama und Ingo Loose angehörten.

Wie ist nun die Seite aufgebaut? Ihre Aufteilung in drei Bereiche ermöglicht dem Besucher, sich in dem Informationsangebot zurecht zu finden: In der Rubrik „Vergangenheit“ werden Texte und Materialien präsentiert, die die Aktion T4, die NS-„Euthanasie“ und Zwangssterilisationen historisch einordnen. Hier ist auch ein Kern des Projektes in über 80 Biografien von Opfern zu finden. Dank des Engagements von Sigrid Falkenstein, die im Beirat des Projektes war, konnten wir Kontakte zu Angehörigen und Stolpersteininitiativen herstellen. Der Bereich „Gegenwart“ lädt dazu ein, Fragen über die Auswirkungen der NS-„Euthanasie“ auf das Hier und Heute zu stellen. Besonders häufig wird hier die Übersichtskarte über die „Euthanasie“-Gedenkstätten nachgefragt;

aber auch die Interviews, die mit Gerrit Hohendorf als Medizinhistoriker, mit Frau Falkenstein als Opferangehörige und mit Mireille Horsinga-Renno als Nachkommin des „Euthanasie“-Arztes Georg Renno entstanden, treffen auf großes Interesse. In der „Zukunft“ werden Konzepte vorgestellt, wie der Opfer gedacht werden kann. Ebenfalls dort findet sich ein Forum für Angehörige von Opfern, die sich über Schwierigkeiten bei der Recherche nach oftmals tabuisierten Schicksalen von Familienangehörigen austauschen können. Daneben bietet eine noch im Aufbau begriffene Bibliothek den Zugriff auf Volltexte und Aufzeichnungen von Vorträgen zum Thema.

Den europäischen Charakter des Projektes verdeutlicht die Übersetzung wesentlicher Teile der Seite ins Polnische und Englische. Erstmals wurde mit der Übersetzung von zentralen Texten der Seite in die Leichte Sprache auch einer besonderen Zielgruppe, nämlich Menschen mit Lernbehinderungen, der Zugang zu Informationen über die NS-„Verbrechen“ an Behinderten und Kranken ermöglicht. Ein die Seite ergänzender Blog und eine Facebookseite ermöglichen die Erfassung und Aufbereitung von aktuellen Informationen zum Themenkreis der Seite und haben schon eine ausgiebig kommentierende und interagierende Community gefunden. Ein Google+ Auftritt ist ebenfalls in Vorbereitung.

Die Zahl derer, die sich wissenschaftlich mit dem Phänomen der NS-„Euthanasie“ auseinandersetzen, ist klein und die Akteure sind sehr gut vernetzt. So führte bereits

die Bekanntmachung, dass die Seite entstehen sollte, zu großem Aufsehen. Als die Idee dann auf einer Tagung des „Arbeitskreises zur Erforschung der Geschichte der NS-„Euthanasie“ und Zwangssterilisationen“ vorgestellt wurde, hagelte es von allen Seiten Kritik, Fragen und vereinzelt Lob. Verwunderung rief vor allem der Fakt hervor, dass ein bis dahin unbekannter Akteur die Bühne betreten hatte. Eine Rolle spielte dabei der Umstand, dass in der Szene ein ähnliches Unterfangen schon öfters anvisiert, dann aber wieder ruhen gelassen wurde, so dass die Homepage des Arbeitskreises seit dem Jahr 2003 nicht mehr aktualisiert wurde. Mittlerweile haben sich die Wogen aber geglättet. Ein Internetauftritt des Arbeitskreises auf gedenkort-t4.eu ist in Planung und mindestens ein Teil seiner Tagungsberichte soll in der Digitalen Bibliothek zugänglich gemacht werden. Auch ein zweiter Akteur, der Runde Tisch T4, der seit Jahren die Entstehung eines Gedenk- und Informationsortes an der Tiergartenstraße 4 fördert und kritisch begleitet, wird auf „gedenkort T4“ in Kürze präsent sein. Die Seite wird sich also weiterentwickeln und versuchen, ihren Teil dazu beizutragen, dass ein besonders schwieriges Kapitel deutscher Vergangenheit immer wieder erneut erforscht, erinnert und reflektiert werden kann.

Über den Autor

Robert Parzer ist Historiker und Polonist. Studium in Berlin und Potsdam. Pädagogischer Mitarbeiter der Gedenkstätte Sachsenhausen, Mitarbeit am DFG-geförderten Projekt „Mittlere und kleine jüdische Gewerbeunternehmen in Frankfurt am Main und Breslau 1929/30 – 1945“, Redakteur des virtuellen Gedenk- und Informationsortes gedenkort-t4.eu.

Katholischer Protest gegen „Euthanasie“ und Kinopropaganda für die Mordaktionen

Von Christian Kuchler

Der katholische Protest gegen die „Euthanasie“, den Massenmord an geistig und körperlich behinderten Menschen also, gehört zu den prominentesten Beispielen für Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur. Neben dem bekannten Protest des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, agierte die katholische Kirche aber auch gegen die NS-Propaganda für den Krankenkrieg. In mehreren Regionen Deutschlands traten Kleriker dem Film „Ich klage an“ entgegen und erreichten teilweise sogar seine Absetzung von den lokalen Kinoprogrammen.

Als Bischof Galen am 3. August 1941 in einer Predigt öffentlich die Ermordung „lebensunwerter“ Personen durch den Staat anprangerte und zudem die Frage aufwarf, ob künftig auch Kriegsversehrte getötet werden würden, löste er den größten Skandal der NS-Zeit aus. Seine Worte verbreiteten sich nicht nur im gesamten Reich, sondern sie fanden sehr schnell auch zu den Soldaten. An allen Fronten des Krieges lassen sich Abschriften der Predigten Galens nachweisen. Das staatlich organisierte Morden, auch zuvor Teilen der Bevölkerung durchaus bekannt, war endgültig an das Licht einer breiten Öffentlichkeit getragen worden. Dass von Galen nicht verhaftet wurde, bestätigte zusätzlich seine Aussagen. Kaum drei Wochen nach der Predigt reagierte das

Regime. Die planvolle Massenvergasung von erwachsenen Patienten fand ihr Ende. Ob diese Entscheidung ursächlich oder nur in Teilen mit dem katholischen Protest zusammenhing, ist in der Forschung allerdings umstritten.

Trotz des Verzichts auf Vergasungen gingen die Morde an Kranken weiter, indem beispielsweise die Nahrungsmittel für Heime gekürzt wurden. Die Propaganda versuchte noch im Sommer 1941 die Ermordung von „lebensunwertem Leben“ populärer zu machen und damit auch dem katholischen Protest entgegenzutreten. Der am 29. August 1941 in Berlin uraufgeführte Spielfilm „Ich klage an“ sollte diesem Zweck dienen.

Er erzählt von einer unheilbar an Multipler Sklerose erkrankten jungen Frau. In eindringlichen Bildern schildert der Film den körperlichen Verfall der Protagonistin, deren Ehemann, ein Medizinprofessor, beendet ihr Leben, indem er ihr Sterbehilfe gewährt. Seine Tat wird im Film als moralisch integre Hilfestellung dargestellt, die juristisch nicht belangt werden dürfe.

In den Kinos sollte damit für die Ermordung Kranker geworben werden. Zeitgenössische Stimmungsberichte des Sicherheitsdienstes der SS belegen jedoch, dass dies nur teilweise gelang. Der Misserfolg der NS-Propaganda war nicht zuletzt ein Erfolg der katholischen Kirche.

Wie keine andere Institution protestierte die katholische Kirche gegen den Film. Schon aus Anlass der Premiere stellte der Berliner Bischof Konrad Graf von Preysing eine

Warnung zusammen, die er an alle Bischöfe Deutschlands verschickte. Ebenso wie der Bischof von Mainz, Albrecht Stohr, äußerte er sich auch öffentlich gegen „Ich klage an“. Der breiteste und nachhaltigste Widerstand zeigte sich aber in Passau. In der sehr katholischen Region formulierte Bischof Landersdorfer ein eigenes Hirtenwort gegen den Film. Unter dem Titel „Recht über das Leben“ deckte er schonungslos die propagandistische Funktion von „Ich klage an“ auf. Unter Verweis auf § 211 BGB betonte er, dass der Mord an Kranken nicht nur gegen die christlichen Gebote, sondern auch gegen die staatlichen Gesetze verstieß. „Daher handelt jeder, der in Wort und Bild verkündet, dass man unheilbar Kranke töten dürfe oder töten soll, nicht etwa nur gegen die Kirche, sondern erst recht gegen den Staat, weil er eines der allerwichtigsten Grund- und Sittengesetze des menschlichen Zusammenlebens unterhöhlt“, warnte Landersdorfer.

Das Hirtenwort mit dem Titel „Recht über das Leben“ wurde in allen Orten der Diözese jeweils nach den lokalen Kinovorstellungen von „Ich klage an“ verlesen. Die Propagandafunktion des Films war damit stark beeinträchtigt, so dass die Regierungsstellen im Winter 1941 die Konsequenz zogen und das Propagandawerk aus den Lichtspielhäusern der Region Passau nahmen.

Katholische Proteste gegen die „Euthanasie“-Morde zeigten also Wirkung. Zugleich bleibt festzustellen, dass es ähnliche katholische Initiativen gegen die Shoa nicht gab. Obschon auch Propagandawerke wie „Jud Süß“ Grundlage für Protest hätten sein können,

enthielten sich die katholischen Bischöfe hier kritischer Aussagen.

Dennoch zeigt der kirchliche Protest gegen die „Euthanasie“ selbst ebenso wie jener Widerstand gegen die Kinopropaganda für den Krankenmord, dass der Widerstand kommunikativer Teilöffentlichkeiten, wie sie innerhalb der katholischen Kirche zweifellos existierten, dem NS-Regime Zugeständnisse abringen konnte. Zu fragen bleibt, warum von diesen Handlungsspielräumen nicht mehr katholische Repräsentanten Gebrauch machten.

Literatur

Winfried Süß: „Dann ist keiner von uns seines Lebens mehr sicher“. Bischof von Galen, der katholische Protest gegen die „Euthanasie“ und der Stopp der „Aktion T4“, in: Martin Sabrow (Hrsg.): Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Empörung im NS-Staat und in der DDR, Göttingen 2004, S. 102 – 129.

Christian Kuchler: Bischöflicher Protest gegen nationalsozialistische „Euthanasie“-Propaganda im Kino: „Ich klage an“, in: Historisches Jahrbuch 126 (2006), S.269-294.

Michael Burleigh: Tod und Erlösung. Euthanasie in Deutschland 1900 -1945, Zürich 2002, besonders S.211-256.

Über den Autor

Christian Kuchler, Professor für die Didaktik der Gesellschaftswissenschaften an der RWTH Aachen University; zuvor sechs Jahre Lehrer an verschiedenen Gymnasien für die Fächer Geschichte und Deutsch sowie Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Akademischer Rat an der Universität Regensburg. Arbeitsschwerpunkte: Medieneinsatz im Geschichtsunterricht, Lernen am historischen Ort und Zeitgeschichte.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Material zur Gedenkstätte Hadamar

Die Orte der „Euthanasie“-Verbrechen sind heute als Gedenk- und Lernorte gestaltet. Vor allem Schulklassen besuchen immer wieder Gedenkstätten um sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die Gedenkstätte Hadamar hat zusammen mit dem Landeswohlfahrtsverband Hessen Unterrichtsvorschläge zur Vor- und Nachbereitung eines Gedenkstättenbesuches sowie Materialien für den Aufenthalt an diesem Ort entwickelt. Die zusammengestellten Dokumente richten sich vor allem an Lehrerinnen und Lehrer, die im Unterricht die Thematik NS-„Euthanasie“ behandeln, aber auch an diejenigen, die einen Besuch in Hadamar vorbereiten. Darin liegt auch das Ziel der Handreichung: Der Besuch in der Gedenkstätte soll nicht der Einstieg in das Thema sein, sondern soll Gespräche und Diskussionen anregen und benötigt daher Vorwissen, welches durch die hier vorgestellten Materialien gewonnen werden kann. Die Schüler/innen sollen zudem auf die Konfrontation mit dem Ort, insbesondere den Gaskammern und den Resten der Krematorien, vorbereitet werden.

Aufbau

In einem einleitenden Text stellt Peter Sandner den historischen Ort und die Gedenkstätte vor. Daneben beschreibt er auch die pädagogischen Angebote für unterschiedliche Besuchendengruppen. Regine Gabriel präsentiert im zweiten Teil verschiedene Unterrichtsvorschläge, die im Weiteren

Empfehlung Unterrichtsmaterial

noch ausführlich vorgestellt werden. Zum Abschluss untersucht Bärbel Maul historische Biologielehrbücher in denen die nationalsozialistische Rassenpolitik eindeutig zu erkennen ist. Zusätzlich beinhaltet die Publikation weitere Kopiervorlagen mit Karten und Grafiken sowie Textdokumenten.

Informations- und Arbeitsmaterialien

Die einzelnen Unterrichtseinheiten sind jeweils für eine Doppelstunde konzipiert und stets nach demselben Schema aufgebaut. Es finden sich in der Zusammenstellung einführende Informationen für Lehrer/innen, methodisch-didaktische Überlegungen zum Thema, eine Beschreibung der Lernziele, Verlaufsvorschläge für den Unterricht, weiterführende Literatur zur Vorbereitung sowie die kopierfertigen Arbeitsblätter. Die Unterrichtsreihe ist in fünf thematische Punkte gegliedert. So kann zur Hinführung zu der Thematik zuerst über Vorurteile gegenüber Menschen mit Lernschwierigkeiten gesprochen werden, aber auch die Funktionsmechanismen der nationalsozialistischen Propaganda können anhand von Bildmaterial untersucht werden. Eine weitere Unterrichtseinheit leitet in das Thema NS-„Euthanasie“ ein und konkretisiert es am Beispiel der Tötungsanstalt in Hadamar. In einem kurzen abschließenden Unterrichtsvorschlag werden Hinweise zur Arbeit mit Überlebenden oder deren Angehörigen gegeben. Die fünf thematischen Einheiten müssen nicht in dieser Reihenfolge durchgeführt werden, ebenso ist auch nur eine Auswahl möglich. Im Folgenden soll bei-

Lernen aus der ■ Geschichte ■

spielhaft die Unterrichtseinheit zum Gedenkstättenbesuch in Hadamar betrachtet werden.

Beispiel Hadamar

Die Autorin Regine Gabriel beschreibt im einleitenden Text die politischen und ideologischen Hintergründe der „T4-Aktion“ und legt dann den Fokus auf die Tötungsanstalt Hadamar. In ihren methodisch-didaktischen Überlegungen findet sich ein exemplarischer Ablauf für den Besuch der Gedenkstätte. Besonders wichtig ist ihr der behutsame Umgang mit den Eindrücken aus den Kellerräumen, da dort die ehemaligen Gaskammern und die Reste der Krematorienöfen zu sehen sind. Das Lernziel des Gedenkstättenbesuchs in Hadamar soll das Kennenlernen des historischen Ortes sein, aber gleichzeitig auch eine Diskussion über gegenwärtige Vorurteile gegenüber Menschen mit Lernschwierigkeiten anregen. Die ausgewählten Dokumente der Unterrichtseinheit sind die Predigt des Bischof Clemens August Graf von Galen und ein Brief des Limburger Bischofs Antonius Hinrichs an den Reichsjustizminister Franz Gürtner. Mit diesem Material wird auf den katholischen Protest gegen die Morde hingewiesen und die Argumentation der Bischöfe hinterfragt. Die Jugendlichen sollen den Text anhand von Fragen erarbeiten und sich eine eigene Meinung bilden. Weitere Dokumente sind gerichtliche Aussagen und offizielle Stellungnahmen von Täterinnen und Tätern, die von den Schüler/innen hinsichtlich der verwendeten Sprache und dem Rechtfertigungsmuster analysiert werden sollen.

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Mit Hilfe von möglichen Fragen an die Texte und einer Aufforderung zur Meinungsbildung soll eine Diskussion im Unterricht oder in der Gedenkstätte angeregt werden.

Fazit

Das vorgestellte Unterrichtsmaterial wurde für die dritte Auflage 2005 kaum grafisch überarbeitet und bedürfte dementsprechend eines zeitgemäßen Layouts. Offizielle Dokumente wie Gesetze, Bestimmungen, Aussagen vor Gericht, Bilder aus Schulbüchern dominieren die hier vorgestellten Materialien. Die Perspektiven der Opfer, der Überlebenden und deren Angehörigen sind kaum vorhanden. Lediglich die Biografien von zwei verfolgten Frauen werden kurz vorgestellt. Dennoch bietet die Fülle an Dokumenten und möglichen Diskussionsfragen sowie das zusätzliche Karten- und Bildmaterial eine gute Grundlage für Lehrer/innen, die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde im Unterricht zu besprechen und einen Besuch in der Gedenkstätte Hadamar vorzubereiten.

Das Unterrichtsmaterial kann über den [Landeswohlfahrtsverband Hessen](#) für 5 Euro bestellt werden.

Landeswohlfahrtsverband Hessen (HG.): Informations- und Arbeitsmaterialien für den Unterricht zum Thema „Euthanasie“-Verbrechen im Nationalsozialismus. Kassel 1992, 3. Auflage 2005. 5 Euro.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

„Wohin bringt ihr uns?“ - Krankenmord in Grafeneck und Bernburg

Grafeneck

Unter dem Titel „Wohin bringt ihr uns?“ hat die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg in Kooperation mit der Gedenkstätte Grafeneck eine Materialsammlung aus Hintergrundinformationen, Quellen und Arbeitsblättern zur NS-„Euthanasie“ im deutschen Südwesten zusammen gestellt. Eine Einführung gibt einen Überblick über die Geschehnisse in der nationalsozialistischen Tötungsanstalt in Grafeneck zwischen 1939 und 1941, weitere Essays stellen die Gedenkstätte vor und thematisieren das Gedenken an die „Euthanasie“-Verbrechen.

Den Hauptteil der Veröffentlichung machen vier Unterrichtseinheiten aus, die insgesamt 20 Materialien verschiedener Quellengattungen (Fotografien, Landkarten, Schrift- und Bildquellen) enthalten. Die Quellen sind den vier Themen „Das Verbrechen: Organisation und Durchführung“, „Die Opfer von Grafeneck“, „Rassenlehre, Rassenhygiene und die Forderung der ‚Vernichtung lebensunwerten Lebens‘“ sowie „Die Reaktionen – Beendigung der zentralen „Euthanasie“ Morde 1940/41. Der Mord an den europäischen Juden“ zugeordnet. Sachtexte kontextualisieren die Materialien, Arbeitsaufträge leiten die Lernenden zur Auseinandersetzung mit diesen an.

Das erste Thema mit den von M1 bis M5 nummerierten Materialien bietet eine Ein-

Empfehlung Unterrichtsmaterial

führung in die Thematik anhand einer chronologischen und geografischen Einordnung, stellt die sechs Vernichtungszentren der „Aktion T4“ vor und fokussiert abschließend auf den regionalen Tötungsort Grafeneck. Als Material stehen historische Fotos, ein Auftragsschreiben Hitlers zur Ermächtigung der Ärzte zur „Gewährung des Gnadentodes“ sowie ein „Verlegungs-Erlass“ des Württembergischen Innenministers zur Verfügung. Das zweite Thema behandelt Erfassung, Selektion, Deportation und Ermordung der Opfer anhand des individuellen Falls von Theodor K.. Als Quellen dienen sein Meldebogen und der „Trostbrief“ an seine Eltern, sowie ein Merkblatt zur Erfassung und Selektion, das die nationalsozialistische Ideologie verdeutlicht. Sachtexte mit Fragen thematisieren den konkreten Ablauf der Selektion und Tötung, die Reaktionen und Einflussmöglichkeiten von Angehörigen und das heutige Gedenken an die Opfer. Thema vier vertieft die nationalsozialistische Rassenlehre anhand zeitgenössischer „wissenschaftlicher“ Aufsätze, Plakate und Schulmaterial. Die Lernenden werden anhand von Fragestellungen dazu angeleitet, die Bildsprache der Karikaturen und pseudowissenschaftlichen Graphen zu analysieren. Das letzte Thema behandelt anhand von Aussagen eines Anstaltsdirektors und Briefauszügen von Angehörigen der Opfer die unterschiedlichen Reaktionen in der Bevölkerung. Ein Schreiben des Evangelischen Landesbischofs in Württemberg vom Juli 1940 sowie ein Auszug aus der Predigt des Bischofs von Münster von Galen

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Unterrichtsmaterial

vom August 1941 verdeutlichen den Protest der Kirchen. Abschließend werden die Lernenden angeleitet sich mit der Verbindung zwischen den Verbrechen „Euthanasie“ und „Holocaust“ auseinander zu setzen.

Die Publikation enthält somit – kopierfertig aufbereitet – kontextualisierte historische Materialien zu unterschiedlichen Aspekten der NS-„Euthanasie“ aus denen Lehrende einzelne Elemente auswählen können. Das Thema wird anhand der Tötungsanstalt Grafeneck behandelt, kann selbstverständlich aber auch in Schulen anderer Bundesländer eingesetzt werden.

Im Jahre 2011 ist eine überarbeitete Ausgabe der Publikation erschienen. Sie kann kostenlos als PDF auf der [Homepage der baden-württembergischen Landeszentrale für politische Bildung](#) herunter geladen werden.

Bernburg

Mit „Zwangsterilisation, „Euthanasie“ und „Sonderbehandlung 14 f 13“ unter dem NS-Regime“ ist die Veröffentlichung der Gedenkstätte Bernburg übertitelt. Die Publikation enthält Sachtexte zu den genannten Themen, die jeweils von Quellenmaterialien in Text- und Bildform begleitet werden. Die Materialien sind nicht in Unterrichtseinheiten eingebunden oder von Arbeitsaufträgen begleitet, sondern bilden eine umfangreiche Sammlung von Quellen zu verschiedenen Aspekten der NS-„Euthanasie“.

Unter der Überschrift „Zur Vorgeschichte“ wird das der nationalsozialistischen Ideologie zugrunde liegende Gedankengut seit

Anfang des 19. Jahrhunderts thematisiert. Als Quellenmaterial sind nicht weniger als sieben verschiedene wissenschaftliche Aufsätze aus den Jahren zwischen 1895 und 1925 zusammengestellt worden. Sie bilden ein umfangreiches Bild ab, sind allerdings mit jeweils anderthalb Seiten oder mehr relativ lang. Das zweite Kapitel widmet sich der nationalsozialistischen Propaganda und enthält als Materialien Plakate und Texte aus Lehr- und Schulbüchern. Thema drei widmet sich der Zwangssterilisation nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. Abgedruckt sind eben dieser Gesetzestext, das Formular für die Anzeige zur Sterilisation, die erste Seite des Prüfungsbogens für den Intelligenztest, dem alle angezeigten Personen unterworfen waren, das Formular für den Antrag auf Sterilisation sowie der Bericht eines Opfers. Das letzte Thema schließlich behandelt die NS-„Euthanasie“ und die Gasmordanstalt Bernburg. Dieses Kapitel enthält sehr umfangreiche Textquellen zum Krankenmorde. Veröffentlicht sind ein Runderlass des Reichsministers des Innern zur „Meldepflicht für missgestaltete usw. Neugeborene“, Berichte von Opfern und externen Besuchern von Tötungsanstalten, zahlreiche Zeugnisaussagen von Ärzten und anderen Angestellten der Tötungsanstalt Bernburg aus ihren Nachkriegsprozessen, weitere Sachtexte aus Sekundärliteratur sowie Auszüge aus der Predigt des Bischofs von Galen. Die Publikation schließt ab mit der Erklärung einer Auswahl von NS-Begriffen im Zusammenhang mit der „Euthanasie“.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Das Material der Gedenkstätte Bernburg entscheidet sich insofern von dem der Gedenkstätte Grafeneck, dass es keine kopierfertigen Unterrichtsmaterialien mit Arbeitsaufträgen enthält. Stattdessen bietet es aber eine weitaus größere Auswahl an unterschiedlichen Primärquellen und umfasst ein breiteres Themenspektrum, beginnend von den ideologischen Vorläufern der „Euthanasie“ bis zu Zwangssterilisation und „Sonderbehandlung 14 f 13“, das heißt Krankenmord in Konzentrationslagern. Das Material kann auf der [Homepage der Gedenkstätte Bernburg](#) herunter geladen werden.

Weiteres Material

Lernen aus der Geschichte hat in einem [weiteren Beitrag ein Material der Mahn- und Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus Düsseldorf zu Zwangssterilisierungen und NS-„Euthanasie“ in der Rheinprovinz vorgestellt](#). Der größte Teil der Dokumente bezieht sich auf die Ereignisse im Rheinland, insbesondere in Düsseldorf, sie sind jedoch übertragbar auf andere Städte und Regionen.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Gedenkstätten für die Opfer der NS-„Euthanasie“

Für den nationalsozialistischen Massenmord an behinderten und kranken Menschen aus Psychiatrien, Fürsorgeeinrichtungen, Heimen und Lazaretten wurden ab 1940 sechs Tötungsanstalten eingerichtet. Mit dem Begriff „Euthanasie“, welcher in seiner ursprünglichen Übersetzung aus dem Griechischen „schöner Tod“ bedeutet, wurde eine euphemistische Betitelung der Ermordung in Gaskammern, durch Medikamente und den Entzug von Nahrung benutzt. An diesen Orten der NS-„Euthanasie“-Verbrechen befinden sich heute Gedenkstätten. Sie versuchen den historischen Ort zu erhalten sowie an die Opfer zu erinnern. Gleichzeitig spielt auch die Frage nach den Täter/innen dieser Verbrechen eine wichtige Rolle.

Bernburg

Seit 1933 fanden in der „Herzoglichen Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke zu Bernburg“ Zwangssterilisationen nach den Ideen der rassenhygienischen Ideologie der Nationalsozialisten statt. Von 1941 bis Mai/Juni 1943 wurden Teile des Krankenhauses zur „Euthanasie“-Anstalt. In den 1980er Jahren begannen Mitarbeitende des psychiatrischen Krankenhauses, welches sich heute in dem Gebäude befindet, mit der Aufarbeitung der Geschichte. Seit 1989 informiert eine Gedenkstätte über den historischen Ort, die Opfer und die Täter/innen. Die Gedenkstätte bietet heute Führungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten wie einen Überblick zur „Euthanasie“ im Nati-

Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

onalsozialismus, Zwangssterilisationen und der Geschichte des Krankenhauses Bernburg, an. Zudem werden auf Anfrage Studententage und Lehrer/innen-Fortbildungen durchgeführt. Weitere Informationen finden sich auf der Internetseite der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt und dem Förderverein der Gedenkstätte Bernburg e.V. Eine Materialsammlung der Gedenkstätte wird in einem weiteren Beitrag auf Lernen aus der Geschichte vorgestellt. (LINK)

Brandenburg an der Havel

Die Dokumentationsstelle Brandenburg betreut zwei Gedenkort. Zum einen die Gedenkstätte im Zuchthaus Brandenburg-Görden, wo zwischen 1940 und 1945 etwa 2000 Menschen hingerichtet worden sind und zum anderen die Gedenkstätte für die Opfer der „Euthanasie“-Morde, die an über 9000 in der dortigen Gaskammer ermordeten Personen erinnert. Es werden Führungen über das Gelände der ehemaligen Tötungsanstalt im Stadtzentrum von Brandenburg, am Nicolaiplatz nach Anfrage angeboten. Die Kontaktdaten dazu können der Internetseite der Dokumentationsstelle Brandenburg entnommen werden. Eine neue Dauerausstellung wird voraussichtlich im Sommer 2012 eröffnet.

Grafeneck

Die nationalsozialistische Regierung beschlagnahmte im Oktober 1939 das ehemalige Jagdschloss württembergischer Herzöge in Grafeneck und ab Januar 1941 wurden in einer Gaskammer Männer, Frauen und Kinder ermordet. Grafeneck ist der erste Ort

Lernen aus der ■ Geschichte

der systematischen Tötung von geistig behinderten und psychisch kranken Menschen unter den Nationalsozialisten geworden. Im Dezember 1940 endeten die Morde und das Gebäude wurde für die „Kinderlandverschickung“ genutzt. In den 1950er und 1960er Jahren wurde ein Gedenkort auf dem früheren Friedhof sowie 1982 eine erste Texttafel eingerichtet. Seit 1990 gibt es zudem eine offene Kapelle, die im Jahr 2005 durch das Dokumentationszentrum Gedenkstätte Grafeneck ergänzt wurde. Den Kern des Dokumentationszentrums bildet die Ausstellung „Euthanasie“- Verbrechen in Südwestdeutschland. Grafeneck 1940 – Geschichte und Erinnerung“, die die historischen Ereignisse, Opfer und Täter/innen behandelt sowie einen Blick auf die Erinnerung und die juristische Aufarbeitung der Verbrechen nach 1945 richtet. Die Gedenkstätte und das Dokumentationszentrum bieten neben Fortbildungen, Führungen und Seminaren auch eine Wanderausstellung mit dem Titel „Krankmord im Nationalsozialismus – Grafeneck 1940. Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland“ an. Weitere Informationen sind auf der [Gedenkstätten-Website](#) abrufbar. Eine Materialsammlung zu Grafeneck wird in einem weiteren Beitrag vorgestellt. (LINK zu Doros Beitrag)

Hadamar

Ende 1940 befahl die „T4“-Zentrale in Berlin den Umbau des Hauses der Landesheilanstalt in Hadamar zu einer Tötungsanstalt. Die Menschen starben an gezielt eingesetzter Hungerkost, vorenthaltener medizinischer Versorgung und an überdosierten

Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

Medikamenten. Das Gedenken an die Opfer begann in Hadamar 1953 mit einem Relief im Eingangsbereich der damaligen Landesheilanstalt, welches bis heute an die getöteten Patientinnen und Patienten erinnert. 1964 wurde der ehemalige Anstaltsfriedhof in eine Gedenkstätte umgestaltet und seit 1991 informiert eine Dauerausstellung über die NS-„Euthanasie“-Verbrechen an diesem Ort. Neben Führungen und Studientagen arbeitet der Verein zur Förderung der Gedenkstätte e.V. seit 2003 mit ‚Mensch zuerst‘ – Netzwerk People First Deutschland e. V. zusammen. Innerhalb dieser Kooperation ist ein Besuchsangebot für Menschen mit Lernschwierigkeiten entwickelt worden. Diese Studientage finden in leichter Sprache statt und das Tempo der Aneignung wird von den Teilnehmenden bestimmt. Weitere Daten zur Geschichte des Ortes, der Gedenkstätte und Informationen zum Bildungsangebot gibt die [Internetseite der Gedenkstätte wieder](#). Im vorliegenden Magazin befindet sich zudem ein [Diskussionsbeitrag von Regine Gabriel](#), pädagogische Mitarbeiterin in Hadamar und die [Vorstellung eines Unterrichtsmaterials](#). Außerdem befindet sich auf Lernen aus der Geschichte auch ein [Beitrag zu einem Unterrichtsmaterial](#) mit dem Titel „Was geschah in Hadamar in der Nazizeit?‘ Ein Katalog in leichter Sprache“ und ein [weiterer Beitrag von Regine Gabriel](#).

Hartheim (Österreich)

Von 1940 bis 1944 wurde das Schloss Hartheim in Oberösterreich Ort der Ermordung von 30.000 Menschen. Zur Erinnerung an die Verbrechen richtete der Landes-Wohltä-

Lernen aus der Geschichte

tigkeitsverein 1969 einen Gedenkraum ein. 1995 gründete sich der Verein Schloss Hartheim mit dem Ziel diesen Ort mit Beachtung der eigenen Geschichte einem würdigen Verwendungszweck zuzuführen. Ergebnis dieser Bemühungen war die Eröffnung des Lern- und Gedenkortes Schloss Hartheim mit der Ausstellung „Wert des Lebens“. Neben Führungen bietet die Gedenkstätte unterschiedliche Vermittlungsprogramme mit Bezügen zur Gegenwart. Dabei steht vor allem der gesellschaftliche Umgang mit Menschen mit Lernschwierigkeiten im Vordergrund. Weitere Informationen zu den spezifischen Programmen können dem [Internetangebot](#) entnommen werden. Außerdem befindet sich in diesem Magazin ein [Beitrag von Sophie Wagenhofer](#).

Pirna-Sonnenstein

In Pirna-Sonnenstein wurden in der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in den Jahren 1940 und 1941 im Rahmen der nationalsozialistischen Krankenmorde behinderte und kranke Menschen getötet. Außerdem wurden ab dem Sommer 1941 Häftlinge aus verschiedenen Konzentrationslagern in den Gaskammern in den Kellerräumen ermordet. Außer mittels einer Gedenktafel im Eingang des Schlosses wurde an die Opfer der Verbrechen bis 1989 nicht erinnert. Allerdings wurde schon im selben Jahr eine Ausstellung des Historikers Götz Aly zur Aktion „T4“ im Evangelisch-Lutherischen Gemeindezentrum Pirna-Sonnenstein gezeigt. Es folgte eine Bürgerinitiative zur Schaffung einer würdigen Gedenkstätte für die Opfer der „Euthanasie“-Verbrechen auf dem Son-

Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

nenstein, die sich für die Rekonstruktion der Kellerräume und die Einrichtung einer Gedenkstätte einsetzte. Seit 2000 dokumentiert die historische Dauerausstellung die Verbrechen und die Schicksale der Opfer an diesem Ort. Die Bildungsarbeit der Gedenkstätte befasst sich mit dem Thema „Euthanasie“ in der Vergangenheit, aber auch mit gegenwärtigen Diskussionen um Humangenetik. Eine ausführliche Beschreibung des pädagogischen Angebots findet sich in einem [PDF auf der Website](#). Aktion Zivilcourage hat gemeinsam mit der Gedenkstätte und der Friedrich-Ebert-Stiftung pädagogische Angebote in Form von elf Modulen, die von einer Gedenkstättenführung bis hin zur Produktion einer eigenen Audioführung reichen, konzipiert. Die kombinierbaren Module in der „KlickBox“ können ebenfalls als [PDF](#) heruntergeladen und auch bestellt werden. [Ein Beitrag von Daniel Ziemer](#) von der Gedenkstätte in Pirna-Sonnenstein befindet sich ebenfalls im vorliegenden Magazin.

Das Denkmal der grauen Busse

691 Patientinnen und Patienten verließen ab dem 20. Mai 1940 mit insgesamt 11 Transporten die damalige Heilanstalt Weißenau in grau angestrichenen Bussen in Richtung Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Grafeneck war der erste Ort der systematischen Tötung von Menschen aus psychiatrischen Einrichtungen. Die grauen Busse stehen symbolisch für die Fahrten von Männern,

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Frauen und Kinder aus Krankenhäusern, Heilanstalten und Psychiatrien in den Tod. Die Künstler Horst Hoheisel und Andreas Knitz haben diese Denkmalform in einem Wettbewerb der Stadt Ravensburg und dem dort ansässigen Zentrum für Psychiatrie 2005 entwickelt. Als Werkzeuge der Täter/innen stehen die Busse symbolisch für die Taten, die für die Bevölkerung durch die Transporte jederzeit sichtbar gewesen waren. Die Funktion der Busse war in den meisten Ortschaften bekannt, aber Proteste gegen die Ermordung von kranken und behinderten Menschen gab es kaum. Das Denkmal ist zweiteilig, da ein Bus ständig in der alten Pforte des heutigen Zentrums für Psychiatrie in Weißenau und ein weiterer an unterschiedlichen Orten der NS-„Euthanasie“ aufgestellt wurde und wird. Die beiden Busse sind in Originalgröße aus Beton gegossen, in gleicher Form des Typs, welcher 1940 und 1941 genutzt wurde, in der Mitte geteilt und daher begehbar. Zudem tragen sie die Inschrift „Wohin bringt ihr uns?“ – das überlieferte Zitat eines Patienten.

Erinnerung in Bewegung

Durch die Wahl des Busses als Symbol für die „Euthanasie“-Verbrechen wird gleichzeitig der Opfer gedacht und die Beteiligung der Täter/innen reflektiert. Die Konzeption, einen Bus entlang der Verwaltungswege und Tötungsanstalten der „T4-Aktion“ und der beim Transport zurückgelegten Wege zu bewegen, steht symbolisch für das Auftauchen und Verschwinden von Erinnerungen. Wie lange und an welchem Ort der Bus aufge-

Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

stellt bleibt, entscheiden die Gemeinden und Initiativen untereinander. Die Finanzierung erfolgt durch Spenden und öffentliche Mittel. Das Denkmal stand in den letzten Jahren unter anderem in Berlin, Friedrichshafen, Brandenburg an der Havel, Heilbronn und Köln. Seit dem 19. April 2012 befindet sich der graue Bus in Zwiefalten (Baden-Württemberg). Von hier gingen Transporte mit jeweils über 1000 Personen in die Tötungsanstalt Grafeneck.

Wanderausstellung und Internetseite

Seit 2010 wird die Aufstellung des Denkmals von einer zweiteiligen Wanderausstellung begleitet. Der erste Teil befasst sich allgemein mit „Euthanasie“ und Krankenmord im Nationalsozialismus. „Das Denkmal der grauen Busse“ ist der Titel des zweiten Ausstellungsteils, welcher in jedem Ort erweitert wird. Die lokale Geschichte und die Denkmallerichtung fließen so in das Projekt ein. Alle Ausstellungstafeln können [auf der Projektseite](#) angeschaut werden. Diese Internetseite bietet eine umfassende Dokumentation der Denkmalskonzeption, der Künstler und der medialen Rezeption dieser Gedenkform. So können [Radiosendungen](#) und [Fernsehbeiträge](#) zu den grauen Bussen und deren bisherigen Standorten abgerufen werden.

„Euthanasie“ im Dritten Reich

Von Ingolf Seidel

Die „Euthanasie“ im Nationalsozialismus gehört sicherlich bis heute zu den Kapiteln der Verfolgung und Ermordung, die zu wenig Beachtung gefunden haben. Das ist insofern erstaunlich, da die Erfahrungen auf der Täterseite, die mit der Ermordung von Menschen, die nicht dem Menschenbild der Nationalsozialisten entsprachen, durch Verhungern, Giftinjektionen und Gaswagen gemacht wurden, grundlegend waren für die Ermordung der europäischen Juden vor allem in den Vernichtungslagern.

Vom Gesetz zur Ermordung

Daher ist die vollständige Neuüberarbeitung und Neuauflage des 1983 erschienenen Standardwerks von Ernst Klee im Jahr 2010 ein wichtiges und sinnvolles Unterfangen. Klee zeichnet die Entwicklung der Ausgrenzung, Zwangssterilisierung und Ermordung des Personenkreises, der als „lebensunwert“ galt nach. Dazu gehörten sogenannte Geisteskranke und Behinderte ebenso wie Alkoholranke, Fürsorgezöglinge, aber auch Arbeitslose und angeblich „Asoziale“. Die Nationalsozialisten stützten sich in ihrem Wahn der „Rassenhygiene“ auf sozialdarwinistische Schriften, wie die des Mediziners Alfred Ploetz über „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen“ aus dem Jahr 1895 oder auf die pseudowissenschaftlichen Arbeiten der Mitglieder der 1905 von Ploetz gegründeten Gesellschaft für Rassenhygiene, später umbenannt in Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene.

Deutlich wird das utilitaristische Denken von Medizinern und Psychiatern in Zitaten wie dem des Psychiaters Hermann Simon: „Schon der Hilfsschüler kostet mehr als das Doppelte des Normalschülers. Der Mensch im Krankenhaus, in der Irrenanstalt, im Krüppelheim, im Zuchthaus, im Altersheim kostet mehr, oft viel mehr, als der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes in gesunden Tagen zur Verfügung steht. [...] Es wird wieder mehr gestorben werden müssen.“ (S. 33).

Klee beschreibt den Weg von der Einführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, am 14. Juli 1933 verabschiedet, über die Etablierung der „rassenhygienischen Sonderjustiz“ (S. 39) sowie der Untermauerung des rassistischen Teils der NS-Weltanschauung durch das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie und die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater bis hin zum offenen Mord an sogenannten Geisteskranken. Schon vor Beginn der eigentlichen „Euthanasie“-Morde wurden die Tagessätze zur Verpflegung der Kranken in den psychiatrischen Anstalten 1936 auf 46 Pfennig gesenkt, so dass nicht-arbeitsfähige Menschen vom Hungertod bedroht waren. Die Devise lautete „möglichst wenig behandeln, möglichst viele sterben lassen“ (S. 73). Der Autor kann nachweisen, dass die ersten Gaswagen bereits 1939 flächendeckend im überfallenen Polen zur Ermordung von Kranken eingesetzt wurden (S. 99ff), während nach der Besetzung der

größten Krankenanstalt Kocborowo zwischen September und Oktober 1939 mehr als tausend Patienten, aber auch Ärzte wie der polnische Anstaltsleiter Dr. Józef Bednarz durch ein SS-Kommando getötet wurden (vgl. S. 94f).

Seit April 1940 wird die Verwaltung der NS-„Euthanasie“ organisatorisch und räumlich weitgehend den Räumen einer Villa in der Berliner Tiergartenstraße 4 zusammengefasst und nach dem Standort mit dem Kürzel »T4« benannt. Die Ermordung von Kranken durch Gas wird in den nun als Tötungsanstalten fungierenden Heil- und Pflegeanstalten vollzogen und dann 1941 auf mündliche Weisung Hitlers offiziell eingestellt. Bis dahin wurden ca. 70.000 Menschen ermordet. Ob das formale Ende der Morde eine Folge der Proteste aus Kirchenkreisen war bleibt unklar: „Hitlers Euthanasie-Ermächtigung liegt als Dokument vor, Hitlers Anweisung zum Euthanasiestopp nicht. Wir haben nur Schilderungen aus Tätermund. Sie haben ein Ziel: den Fortgang der Krankenmorde mit anderen Mitteln zu vertuschen.“ (S. 264f) Verschleiert geht das Morden weiter und viele derer, die bereits als Täter an den „Euthanasie“-Morden mitgewirkt hatten wurden in die Vernichtungslager der sogenannten Aktion Reinhard verlegt. Klee verweist auf den engen Zusammenhang zwischen „Euthanasie“ und Holocaust: „Zwischen dem Stopp der Vergasungen und dem Einsatz zur Judenvernichtung lagen nur sechs Wochen“ (S. 321). In Etappen werden „108 der T4-Euthanasierer – davon 38 aus Grafeneck - (...) nach Lublin in Marsch

gesetzt und kommen in die Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka.

Auch nach dem offiziellen Tötungsstopp wird T4 nicht aufgelöst, sondern arbeitet unter einer Tarnbezeichnung weiter. Ernst Klee zeigt denn auch die Verstrickung der Wehrmacht in die Krankenmorde auf und bezeichnet den „flächendeckenden Krankenmord in Russland“ als ein „Gemeinschaftswerk von Wehrmacht und Himmlers Sonderkommandos“ (S. 445).

Beinahe parallel zur Ermordung kranker Erwachsener werden auch Morde und Experimente an Kindern vorgenommen. Der Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden organisiert die Ermordung von Kindern, die aufgrund von Kriterien eines vertraulichen Erlasses des Reichsministers des Inneren vom 18. August 1939 erfasst werden (vgl. S. 333f). Als Kriterium über Leben und Tod dient letztlich die „spätere produktive Nützlichkeit“ (S. 333). Die Ermordung erfolgte unter der Tarnbezeichnung „Behandlung“ häufig mit Schlafmitteln wie Luminal oder durch Gift, welches in das Essen gemischt wird.

Weder in der Bundesrepublik Deutschland, noch in der DDR wurde die Geschichte der NS-„Euthanasie“ gründlich aufgearbeitet oder die Tatbeteiligten auch nur annähernd vollständig zur Rechenschaft gezogen. Im Gegenteil. Drei Vergasungsärzte, Aquilin Ullrich, Heinrich Bunke und Klaus Endruweit wurden am 23. Mai 1967 durch das Landgericht Frankfurt am Main auf der

Grundlage eines Gutachtens des Toxikologen Leopold Breitenecker freigesprochen. Breitenecker war seit 1933 NSDAP-Mitglied und Mitglied des NS-Ärztebundes wie auch des NS-Dozentenbundes. Im Urteil des Gerichts heisst es u.a.: „Da die Tötung in den Gaskammern der Anstalten durch chemisch reines Kohlenmonoxyd erfolgt, sind den Opfern keinerlei körperliche Schmerzen oder Qualen zugefügt worden.“ (S. 516)

Die Lektüre von „Euthanasie“ im Dritten Reich“ ist durch die Darlegung vielfältiger Quellen erschütternd, zeigt aber vor allem, wie verbreitet die Unterstützung an des mörderischen Handelns und wie gering das Unrechtsbewusstsein über die Ermordung eines Personenkreises, der nicht in ein sozialdarwinistisch geprägtes Weltbild passte bis in die Nachkriegszeit war. Ernst Klee nennt die 108 namentlich bekannten Täter mit ihren Namen und hat das Buch um ihre Kurzbiografien ergänzt. Die ermordeten Opfer werden, ebenso wie Zwangssterilisierte bis heute nicht per Gesetz als Verfolgte des Nationalsozialismus anerkannt. Darauf hinzuweisen ist neben der akribischen wissenschaftlichen Arbeit ein wichtiges Anliegen des profunden Buches.

Ernst Klee. »Euthanasie« im Dritten Reich. Die Vernichtung »lebensunwerten Lebens«, Fischer Verlag, Frankfurt am Main (1983, 2010), 735 S., 16,95 €.

Zwischen Pflegen und Töten

Von Annemarie Hühne

Die Handlungen von Schwestern, Pfleger/innen und Ärzt/innen im Rahmen der „Euthanasie“-Verbrechen stehen konträr zum eigentlichen Berufsethos. Die moralischen Werte und Normen dieser Berufsgruppe sollten vom Motiv des Helfens geleitet sein. Doch die eugenischen und rassenideologischen Verbrechen im Nationalsozialismus widersprechen dieser Aussage. Die Autorin Ulrike Gaida betont in der Einleitung des vorliegenden Buches, dass sie keine Anklage erheben oder moralisch urteilen, sondern die Berufsgeschichte von Schwestern und Pfleger/innen kritisch beleuchten möchte: „Dennoch sollte das Sprechen und Handeln derer genau betrachtet werden, die in menschenverachtende Handlungen wie Zwangssterilisationen und Morde verstrickt waren.“ (S.8) Der vorliegende Band richtet sich vor allem an Lehrende und Lernende in der Pflegeausbildung, aber auch an ein interessiertes Fach- und Laienpublikum, da es umfangreiches Unterrichts- und Informationsmaterial enthält, das auch für den Unterricht und außerschulische Projekte interessant ist.

„Schwesterntypus“

Im ersten Hauptabschnitt des Buches beschäftigt sich Gaida mit der theoretischen und historischen Erfassung der Thematik. Dabei beschreibt sie die Entwicklung der Krankenpflege seit dem 19. Jahrhundert und legt den Fokus auf die Professionalisierungs- und Vereinheitlichungstendenzen

seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Unter den Nationalsozialisten orientierte sich das Berufsbild an einem Schwesternideal, dass die eigene Arbeitsleistung an den Bedürfnissen der Institution ausrichtete, bei dem die Schwestern selbstlos handeln und immer dienstbereit für das Volk sein sollten. Dieser „Schwesterntypus“ baut auf den klassischen Vorstellungen aus dem 19. Jahrhundert auf, wird aber um ein erhöhtes ideologisches und politisches Bewusstsein sowie eine konfessionslose Motivation erweitert. Daneben betrachtet die Autorin auch die konkrete Ideologisierung des Berufes und die Gleichschaltung verschiedener krankenpflegerischer Verbände. In die theoretische Überblicksdarstellung wurden Zitate aus den im hinteren Teil des Buches abgedruckten Quellen ausgewählt und kontextualisiert. Die konkrete Quelle wird jeweils am Ende eines Absatzes genannt.

Ideologische Indoktrination

Die Verflechtung von nationalsozialistischer Ideologie und der Ausbildung/Ausübung des Pflegeberufs wird anhand von Zeitschriftenartikeln, der Beschreibung von ideologischen Schulungen und an den rassistischen Inhalten der Krankenpflegeausbildung untersucht. Ziel aller Indoktrinationen war die Vermittlung von eugenischen und rassentheoretischen Überzeugungen, die dann in der alltäglichen Arbeit Anwendung finden sollten. Daher beschreibt die Autorin in diesem Abschnitt des Buches auch die Verstrickung der Schwestern, Pfleger/innen und Ärzt/innen in die „Euthanasie“-Verbrechen. Die Rekrutierung des Personals verlief über

zwei Wege. In der ersten Phase der organisierten „Euthanasie“-Verbrechen wurden die Schwestern in Berlin für die Tätigkeit in den Mordanstalten verpflichtet. Sie wurden über die geplanten Vorgänge informiert und „im Falle einer Zustimmung zum Stillschweigen und Mitmachen verpflichtet.“ (S.37) Nach der Einstellung der organisierten „Euthanasie“ Ende 1941 wurde das Personal nicht mehr zentral, sondern innerhalb der krankenpflegerischen Institutionen ausgewählt. Neben der Rekrutierungspraxis beschreibt die Autorin auch die Handlungsspielräume der Schwestern, ausgewählte Biografien der Täterinnen und die Strafverfolgung nach 1945.

Didaktische Überlegungen

Zweiter zentraler Bestandteil des vorliegenden Bandes sind methodische Überlegungen zum Thema „Krankenschwestern im Nationalsozialismus“. Ziel dieser Ausführungen ist es, die Ideologie der Krankenpflege und den Idealtypus der Krankenschwester in dieser Zeit kennenzulernen. Gleichzeitig sollen die Lernenden sich damit auseinandersetzen, wie Schwestern sich für politische und ideologische Ziele instrumentalisieren ließen. Dazu werden die Wahrnehmungen von Täterinnen betrachtet und eigene Wertvorstellungen formuliert. Ebenso sollen als Lernziel die Begriffe Eugenik und Rassismus beschrieben werden können.

Die Autorin Ulrike Gaida listet modellhaft Unterrichtseinheiten im Umfang von vier, sechs oder zwölf Unterrichtsstunden auf. Inhalt aller Lehreinheiten ist die Annähe-

rung an die allgemeine Thematik, die Sichtung und Auswertung eines Films sowie die Betrachtung weiterer Fallbeispiele. Der kreative Umgang mit der Geschichte der „Euthanasie“-Verbrechen und eine damit verbundene Reflexion der eigenen Vorstellungen sind abhängig von der verfügbaren Zeit.

Die vorgeschlagenen Dokumentarfilme werden kurz vorgestellt und mögliche Diskussionspunkte benannt. Daneben gibt die Autorin Beispiele für einen Einstieg in die Thematik und Brainstorming-Fragen vor. Möglichkeiten der schöpferischen Auseinandersetzung mit „Euthanasie“ im Nationalsozialismus wären Wandzeitungen und Radiosendungen, aber auch Methoden wie eine Schreibwerkstatt, Rollenspiele und Bildanalysen. Alle Anleitungen für die kreative Arbeitsphase werden in ihrem Ablauf, grundlegenden Problemstellungen und notwendigen Arbeitsstunden beschrieben.

Material und Quellen

Dritter und umfangreichster Teil der Publikation ist eine Sammlung von Materialien und Quellen. Die zusammengestellten Materialien bestehen vor allem aus Erläuterungen von zentralen Begriffen. Die Dokumente sind sowohl Bild- als auch Textquellen. Allerdings beschränken sich die Bildquellen auf Deckblätter der Zeitschrift „Das Deutsche Rote Kreuz“. Die Reihenfolge der Textdokumente orientiert sich an den theoretischen Ausführungen im ersten Teil des Buches. Die vielfältige Auswahl an Textquellen beinhaltet unter anderem ideo-

logische Schriften zum Berufsbild, Berichte von jüdischen Krankenschwestern, Aussagen von Täterinnen und Opfern sowie den Abdruck eines Aufnahmeversuchs in die NS-Schwesternschaft.

Fazit

Die Vielzahl an Quellen bietet die Möglichkeit, diese sowohl im Schulunterricht, als auch in der Ausbildung zu Pflegeberufen einzusetzen. Hilfreich dazu ist die knappe Kontextualisierung der Quellen in den theoretischen Passagen des Buches. Dieser Abschnitt beleuchtet eingehend die ideologischen Grundlagen und deren Übertragung in den Alltag der Täter/innen. Die Unterrichtsvorschläge können allen Lehrenden für den didaktisch-methodischen Einsatz der Quellen dienen und Anregungen für eine kreative Reflexion sein.

Ulrike Gaida: Zwischen Pflegen und Töten. Krankenschwestern im Nationalsozialismus. Einführung und Quellen für Unterricht und Selbststudium. 3. Auflage, Frankfurt am Main 2011. 19,90 Euro.

Im Gedenken der Kinder

Von Annemarie Hühne

Der deutsch- und englischsprachige Katalog zur Ausstellung „Im Gedenken der Kinder. Die Kinderärzte und die Verbrechen an Kindern in der NS-Zeit“ veröffentlicht neben Texten und Bildern der Ausstellung auch vier wissenschaftliche Aufsätze zu dieser Thematik. Die Ausstellung wurde von der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und

Jugendmedizin e.V. (DGKJ) in Auftrag gegeben und erstmals im September 2010 auf der 106. Jahrestagung der DGKJ in Potsdam präsentiert. Zu diesem Anlass fand auch eine zentrale Gedenkfeier zur Erinnerung an die Opfer der Kinder-„Euthanasie“ statt. Die dort verlesene Erklärung der DGKJ ersetzt im vorliegenden Band eine inhaltliche Einleitung. Die zentrale Aussage der Erklärung war: „Wir bekennen die geistige Miturheberschaft und das aktive Mittun von Kinderärztinnen und Kinderärzten an diesen Verbrechen;“ – womit sich die Vereinigung klar zu einer Mitschuld bekannte und mit der gezeigten Ausstellung zur Aufarbeitung der eigenen und deutschlandweiten NS-Vergangenheit einen Beitrag leisten will.

Reichsausschuss

Auf die Erklärung folgen verschiedene Aufsätze zum Thema „Euthanasie“ im Nationalsozialismus, sowie Texte über die Verbrechen an Kindern. Einleitend schildert Sascha Topp die Funktion der Tarnorganisation „Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden“ mit Sitz in der „Kanzlei des Führers“ in Berlin. Die Schaffung dieser institutionalisierten Ebene sollte verhindern, dass einzelne Personen, die die Organisation der „Euthanasie“-Verbrechen planten, persönlich in der Öffentlichkeit auftraten. Ein weiterer Schritt in den Planungen war ein Runderlass des Reichsministeriums im August 1939 an die Landesregierungen. Diese mussten demnach Kinder mit bestimmten angeborenen Leiden melden. Neben den politischen Planungen des NS-Tötungspro-

grammes versucht Topp auch die Rolle der Eltern wiederzugeben. Für ihn ist diese in einer „Gratwanderung [...] zwischen ‚Wahrnehmung und Verdrängung des Schrecklichen‘“ (S.19) anzusiedeln.

„Aktion T4“

Petra Fuchs schildert Kinder und Jugendliche als einen Teil der Opfer im „T4“-Programm. Grundlagen ihrer Erkenntnisse beruhen auf in den 1990er Jahren wiedergefundene Patient/-innenakten. Auf diese Akten stützt sich ihre Hauptaussage, dass es keine strikte Trennung zwischen der Tötung von minderjährigen oder erwachsenen Menschen gab. Zwar erfolgte die Auswahl von Jugendlichen verstärkt mittels ihrer schulischen Leistungen, aber grundsätzlich unterlag diese „Selektion“ einem wirtschaftlichen Gedanken. Die Täter/innen hinterfragten die Arbeitsfähigkeit und damit den ökonomischen Nutzen eines jeden Menschen.

Brandenburg-Görden

Die Autorin und der Autor des folgenden Artikels beschreiben die Geschichte des Gebäudes in Brandenburg-Görden und dessen Entwicklung zum Ort der NS-„Euthanasie“. Auch für Thomas Beddies und Kristina Hübner sind Patient/-innenakten die Grundlage. Bei diesen ist zu erkennen, dass nur wenige der getöteten Kinder und Jugendliche das Verfahren des Reichsausschusses durchlaufen haben, so dass die Ermordung in vielen Fällen vor Ort entschieden wurde. Die meisten Kinder sind aufgrund von „aktiv oder passiv [...] unterlassene(r) Behandlung und mangelnde(r) Pflege getötet worde(n)“

(S.34), was die hohe Sterbequote an diesem Ort, der ursprünglich nur für die „Selektion“ bestimmt war, erklärt. In den folgenden wissenschaftlichen Artikeln werden Experimente an Kindern in der psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, aber auch in Konzentrationslagern thematisiert.

Ausstellung

Der Weg hin zu den „Euthanasie“-Verbrechen an Kindern wird anhand von Schilderungen von Arisierungen und Gleichschaltungen in der Kinderheilkunde sowie an ersten eugenischen Zwangssterilisationen aufgezeigt. Zum einen wird auch hier die Systematisierung der Krankenmorde im Zusammenhang mit dem Reichsausschuss vorgestellt, zum anderen werden ebenso Orte der dezentralen „Euthanasie“-Verbrechen benannt. Dabei wird zwar auch die Tötungsanstalt in Hadamar beschrieben, aber besonders im Mittelpunkt stehen die Einrichtungen, die oftmals den ersten Kontakt mit den Opfern hatten. Die gezeigten Orte lagen in verschiedenen Regionen im damaligen Reichsgebiet, zum Beispiel die „Brandenburgische Idiotenanstalt“ in Lübben, die Heil- und Pflegeanstalt in Kaufbeuren und die Jenaer Universitäts-Kinderklinik. Besonders hervorzuheben ist hier die namentliche Benennung der Täterinnen und Täter. Die Praxis in diesen Einrichtungen wird mithilfe vieler Originaldokumente dargestellt wie Personal- und Patient/-innen-Akten und Schriftverkehr zwischen den Institutionen und dem Reichsausschuss, aber auch mit den Eltern. Weitere Themen der Ausstellung und der dazugehörigen Publi-

kation sind die Ermordungen von Kindern der „Ostarbeiter/-innen“ in Hadamar und medizinische Experimente an Minderjährigen.

Fazit

Die Ausstellung und der dazugehörige Katalog sind ein wichtiger Schritt in der Aufarbeitung der Geschichte der „Euthanasie“-Verbrechen allgemein, dient aber auch ein weiteres Mal als Beleg, dass die ideologischen Verbrechen der Nationalsozialisten nicht vor Kindern und Jugendlichen zurückschreckten. Die Vielzahl an Unterthemen und benannten Orten von beiden Präsentationsformen zeigen den dezentralen Charakter der „Euthanasie“-Verbrechen anhand von wissenschaftlichen Texten, Originaldokumenten und Fotografien.

Derzeit ist die Ausstellung noch bis zum 20. Mai 2012 in der Topografie des Terrors in Berlin zusehen. Dort kann auch der Ausstellungskatalog erworben werden. Außerdem ist der Katalog auch für 12 Euro im Buchhandel erhältlich.

Thomas Beddies im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin e.V. (HG.): Im Gedenken der Kinder. Die Kinderärzte und die Verbrechen an Kindern in der NS-Zeit. Berlin 2012. 12 Euro.

Der virtuelle Gedenkort T4

Gegenwart

Die [Internetseite Gedenkort-T4](#) informiert über die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde an 300.000 Menschen in Deutschland und Europa. Zudem versteht sie sich als virtueller Gedenkort. Die Chiffre T4 bezieht sich dabei auf die Adresse der zentralen Planungsstelle der Morde in der Tiergartenstraße Nr. 4 in Berlin.

Vergangenheit

Die Webseite orientiert sich an der Topografie der Morde indem es in den drei Hauptkategorien Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft eine Karte der Gegend um die Tiergartenstraße als grafische Grundlage verwendet. Der Bereich Vergangenheit versammelt umfangreiche Informationen zu den Themen Aktion T4, T4 Zentrale, Zwangssterilisationen, Tötungsanstalten, Täterbiografien, Biografien der Opfer und Widerstand. Die T4 Zentrale wird anhand von Fotografien aus den dreißiger Jahren sowie einer 3D-Animation visualisiert; ein Nachkomme der Besitzer der Villa an der Tiergartenstraße 4, informiert über die Geschichte des Hauses, bevor es zur Zentrale der Aktion T4 wurde. Vier Täterbiografien stehen unzählige Opferbiografien gegenüber, die vor allem dem Gedenken dienen sollen. Die Täterbiografien werden von historischen Dokumenten und weiterführenden Literaturhinweisen begleitet. Das Thema Widerstand wird anhand der Biografie des Pastors Paul Braune behandelt.

Der zweite Bereich des virtuellen Gedenkortes ist mit dem Schlagwort Gegenwart übertitelt. An dieser Stelle werden die Begriffe Eugenik und „Euthanasie“ in ihrer aktuellen Relevanz beleuchtet sowie theoretische Ansätze und Problem- und Erfahrungsfelder vorgestellt. Ein umfassender Aufsatz verdeutlicht den Umgang mit der NS-„Euthanasie“ in der Nachkriegszeit, ein weiterer die Strafverfolgung der Täter. Drei Videointerviews stellen Personen vor, die sich mit dem Gedenken an die NS-„Euthanasie“ beschäftigen. Sehr umfangreich und spannend ist der Aufsatz über die Erinnerungskultur im Stadtraum, der das Schicksal des Geländes der T4-Behörde nachzeichnet, vom Abriss der Villa in den fünfziger Jahren, über den Bau der Philharmonie an der gleichen Stelle und die zahlreichen Bemühungen um eine Erinnerung an die Morde und die Aufstellung mehrerer Denkmäler seit den achtziger Jahren. Eine Aufgabe für die Zukunft bleibt jedoch eine Gesamtgestaltung des Platzes um die Philharmonie herum zu schaffen, die die einzelnen Hinweistafeln und Gedenkstellen eindrücklich miteinander verbindet und einen sichtbareren Gedenkort schafft.

Zukunft

Diesen Planungen widmet sich der Punkt Zukunft. Ein Artikel bettet die Planungen für einen Gedenkort in die städtebauliche Umgestaltung des Kulturforums ein. Das Erinnern gestalten schließlich verweist auf den Gestaltungswettbewerb der Berliner

Senatskanzlei für kulturelle Angelegenheiten für die Tiergartenstraße 4. Ziel ist ein im Jahr 2013 zu bauender Gedenk- und Informationsort für die Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde am Sitz der Planungszentrale.

Die Internetseite versteht sich auch als eine Plattform des Austausches, die ein allgemeines Forum, ein Angehörigenforum und über eine Blogfunktion aktuelle Informationen bereitstellt. So bietet der virtuelle Gedenkort auf der einen Seite qualitativ hochwertige Artikel, die sich den historischen Hintergründen der „Euthanasie“-Morde und dem Ort in der Tiergartenstraße widmen, auf der anderen Seite ist er ein Ort des Austausches und der Information über eine zeitgenössische Gedenkkultur, deren Ausgestaltung und Diskurse über diese einen hochaktuellen Prozess darstellt.

Gedenkort-T4 hat außerdem verschiedene Vorträge und Gesprächsrunden zur „Euthanasie“ aufgenommen und als Audiodateien im Internet zur Verfügung gestellt. Über die [Seite Soundcloud](#) haben Nutzer die Möglichkeit, Vorträge über Medizin im Nationalsozialismus und über psychiatrische Menschenversuche im Baltikum, sowie den Mitschnitt einer Podiumsdiskussion mit dem Titel NS-„Euthanasie“-Verbrechen in der Sowjetunion“ anzuhören.

Zur Geschichte der NS-Medizin in Wien

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Dritte Reich 1938 wurde die Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ in Wien - das heutige Otto Wagner-Spital – zum Wiener Zentrum der nationalsozialistischen Tötungsmedizin. Von 1940 bis 1945 gab es auf dem Gelände des Krankenhauses eine sogenannte Kinderfachabteilung, in der rund 800 kranke oder behinderte Kinder und Jugendliche umkamen. Unter dem Titel „Der Krieg gegen die „Minderwertigen“. Zur Geschichte der NS-Medizin in Wien“ erinnert eine virtuelle und reale Ausstellung in 19 Kapiteln an die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen in Österreich.

Die virtuelle Ausstellung

Dabei setzt die Erzählung der Ausstellung nicht erst in der Nazizeit ein, sondern beginnt mit der Separierung von als geistig behindert klassifizierten Menschen vom Rest der Gesellschaft im 18. Jahrhundert und zeichnet die Entwicklung der so genannten „Irrenpflege“ in Wien bis zur Zwischenkriegszeit nach. Des Weiteren wird die Ideologie der Eugenik und Rassenhygiene sowie die Rolle der Anthropologie in der Rassenpolitik erläutert. Einige Kapitel sind der Entwicklung der Medizin in Deutschland zwischen 1933 und 1938, dem Exodus der jüdischen Ärzteschaft und der Arbeit des Wiener Hauptgesundheitsamtes in dieser Zeit gewidmet. Die Tötung im Namen der Medizin wird nicht nur anhand der T4-Mordaktionen, sondern auch anhand von

Zwangssterilisierungen, der Verfolgung abweichenden Verhaltens, Zwangserziehung und dem Zusammenhang von „Euthanasie“ und Holocaust verdeutlicht. Ein Kapitel befasst sich mit dem Widerstand gegen die NS-„Euthanasie“, der anhand von Einzelbeispielen aus Wien verdeutlicht wird. Die Ausstellung schließt mit zwei Kapiteln über den Umgang mit den NS-Verbrechen in der Nachkriegszeit im sogenannten Nürnberger Ärzteprozess und anhand des Falls des NS-Tötungsarztes und späteren Psychiaters und Gerichtsgutachters Dr. Heinrich Gross. Abschließend versucht die Ausstellung anhand der heutigen Bio-Psychiatrie, Genetik und „Euthanasie“-Debatte einen Bogen in die Gegenwart zu schlagen.

Die Ausstellung bietet damit ein umfassendes Bild der Medizin im Nationalsozialismus, die sich nicht nur auf die viel thematisierte „Euthanasie“ konzentriert, sondern einen umfassenden Einblick in nationalsozialistische Verbrechen unter dem Denkmal der Heilung und Gesundheit darstellt.

Dokumente, Totenbuch und Bibliothek

Die einzelnen Kapitel der Ausstellung werden begleitet von zahlreichen Fotografien und historischen Dokumenten wie Auszüge aus Krankenakten, sogenannte Abstammungsnachweise, amtliche Dokumente, NS-Propagandamaterial zur Rassenhygiene und Ähnliches. Diese Dokumente liegen allesamt in einer sehr guten Qualität vor, so dass sie auch in der Bildungsarbeit verwendet werden können. Neben einer

Chronologie zu jedem einzelnen Kapitel befindet sich auf der Webseite eine digitalisierte Version des Totenbuches der Wiener „Euthanasie“-Klinik. Alle Todesfälle von der Gründung der Anstalt im Juli 1940 bis zum Kriegsende sind hier aufgelistet, und können über eine zeitliche oder namentliche Suche erschlossen werden. Zudem finden sich einige Porträtfotografien von Spiegelgrundopfern, die aus den Krankenakten der Klinik stammen.

In dem Bereich Bibliothek finden sich weiterführende Literaturhinweise, thematisch sortiert, wobei der Schwerpunkt auf überregionalen Studien von allgemeinem Interesse sowie auf österreichischen Regional- und Lokalstudien liegt. Einige Artikel stehen auch als Volltext im pdf-Format zur Verfügung und sind über eine Volltextsuche zugänglich.

Die Ausstellung ist das virtuelle Pendant zu einer Ausstellung im Otto-Wagner-Spital, die von Mittwoch bis Samstag für Interessierte geöffnet ist. Der Eintritt ist kostenlos. Zudem werden nach Anmeldung Führungen, Zeitzeugengespräche und Workshops angeboten.

Virtuelles Denkmal Gerechte der Pflege

Das virtuelle Denkmal „Gerechte der Pflege“ erinnert an Pflegepersonen, die während der Zeit des Nationalsozialismus in Konzentrationslagern und Gefängnissen, aber auch

Krankenhäusern, Kinderheimen und Pflegeheimen Menschen betreut haben. Als Symbol wurde eine Kohlezeichnung einer alten Krankenschwester im Ghetto Theresienstadt gewählt, deren Identität und weiteres Schicksal wie das vieler der auf der Seite gedachten Personen unbekannt ist.

Häufig ist über ihr Schicksal nicht viel mehr als der Name, Beruf und Geburtsdatum bekannt. Teilweise handelt es sich jedoch auch um sehr ausführliche Porträts von Personen, die im Rahmen ihres Berufes oder außerhalb aktiven Widerstand gegen die Nationalsozialisten geleistet haben. Die Einträge sind mit weiterführenden Links und Quellenhinweisen versehen.

Die Internetseite geht auf die Initiative einer Lehrkraft für Pflegeberufe zurück. Sie ist in Form eines Wiki gestaltet, das heißt neben der Hauptseite, die kurz über das Projekt informiert, besteht das virtuelle Denkmal aus unzähligen Artikeln, die jeweils einen „Gerechten der Pflege“ vorstellen. An einem Wiki kann jeder mitarbeiten und so umfasst die Webseite bereits mehr als 1.000 Einträge. Neben Einzelpersonen verzeichnet die Seite auch das Pflegepersonal einzelner Organisationen wie der polnischen Armia Krajowa, der Internationalen Brigaden, der Konzentrationslager Buchenwald und Theresienstadt oder im Warschauer Lazarett. Außerdem gibt es Einträge für namentlich nicht bekannte Pfleger, an die nur dank der Erinnerung der von ihnen Betreuten gedacht werden kann.

Gedenkblog zu Erna Kronshage

Erna Kronshage wird im Dezember 1922 als Kind eines Bauernhepaares im Landkreis Bielefeld geboren. Mit knapp 20 Jahren wird sie am 24. Oktober 1942 als „gemeingefährliche Kranke“ in die Provinzialheilanstalt Gütersloh eingewiesen. Dort wird sie kaum ein Jahr später zwangssterilisiert, 1943 dann „aus Luftschutzgründen“ in die Wojewodschafts-Anstalt für Psychiatrie Dziekanka in Gniezno (Polen) verlegt und dort am 20. Februar 1944 umgebracht. Sie ist eines der Opfer der dezentral organisierten Tötungsaktionen an (unterstellt) geistig und körperlich behinderten Menschen, die nach dem Ende der zentral angeordneten T4-Tötungsaktionen nach 1941 bis zum Ende des Krieges 1945 weiter liefen.

Ein Neffe oder eine Nichte von Erna Kronshage hat den [Erna-K-Gedenkblog](#) erstellt, der nicht nur ihrem Angedenken dienen, sondern ihr individuelles Schicksal für die Bildungsarbeit zur Verfügung stellen soll. Dazu wurden zahlreiche historische Fotos und Dokumente zusammengetragen und in 24 Kapitel zum Leben und Sterben von Erna Kronshage eingebettet. Die Materialien sind in Form eines Blogs veröffentlicht, jedes einzelne Kapitel muss über das Inhaltsverzeichnis am Anfang der Seite angesteuert werden. Auf diese Weise ist die Internetseite leider sehr unübersichtlich. Zudem enthält der Fließtext einige willkürliche Vermutungen und moralische Appelle, aber auch zahlreiche Fakten über das Leben der jungen Frau. Für die Bildungsarbeit kann

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Web

die Internetseite dennoch als eine wertvolle Ressource mit zahlreichen Quellen dienen und anhand des Schicksals von Erna Kronshage das Thema NS-“Euthanasie“ an einem Einzelfall bearbeitet werden.

Anton oder Die Zeit des unwerten Lebens

Von Violetta Rudolf

In ihrem Kinder- und Jugendbuch *Anton oder Die Zeit des unwerten Lebens* schildert Elisabeth Zöller wie Familie Brocke versucht, ihren behinderten Sohn Anton vor den Maßnahmen des nationalsozialistischen „Euthanasie“-Programms zu bewahren.

Eine Straßenbahn fährt Anton an, als er noch ein kleiner Junge ist. Sein Kopf wird schwer verletzt und seit diesem Zeitpunkt stottert er und spricht von sich nur noch in der dritten Person. Auch seinen rechten Arm bewegt er unkontrolliert. Dafür aber kann Anton wunderbar rechnen und malen. Als unter nationalsozialistischer Herrschaft behinderte Menschen als „unwertes Leben“ klassifiziert werden, beschließen Antons Eltern, ihren Sohn zu schützen, indem sie ihn wie ein gesundes Kind zur Schule schicken. Seit seinem ersten Schultag im Frühjahr 1938 wird Anton von Klassenkameraden und selbst von Lehrenden ausgegrenzt und gedemütigt. Immer öfter wird der Junge in der Schule Opfer von Gewalt, die er nur erträgt, weil er in seiner Familie liebevoll umsorgt und aufgefangen wird. Nachdem Mitschüler/innen Anton im Februar 1943 brutal zusammenschlagen, verstecken ihn seine Eltern und erst sein vorgetäuschter Tod bringt Anton endgültig in Sicherheit vor den Nationalsozialisten.

Aus der Sicht der Familie Brocke schildert die Autorin, wie sich die Lage für Behinderte zwischen 1938 und 1943 verschlechtert.

Zunächst erscheint die „Euthanasie“ in dem Buch als eine bedrohliche Ahnung, die aber mit dem Fortgang der Erzählung immer konkreter wird. Das Schicksal des am Down-Syndrom erkrankten Nachbarnjungens schließlich, den seine Eltern in ein Kinderheim schicken, weil er dort die beste Pflege erhalten soll, der stattdessen aber behandelt, also umgebracht wird, lässt Antons Familie und die Leser/innen die Bedrohung spüren. Über die Organisation der „Aktion T 4“ und die Vorgehensweisen in den Tötungsanstalten gibt die Erzählung nur vereinzelt Informationen. Diese ergänzt ein informatives Nachwort von Ernst Klee.

Elisabeth Zöller veranschaulicht, wie die nationalsozialistische Ideologie die Gesellschaft und deren Werte immer mehr durchdringt. Klassenkameraden dürfen nicht mehr mit Anton spielen, nur wenige Menschen halten an ihrer Zuneigung zu dem Jungen fest. In den Figuren der Erzählung zeichnen sich Typen ab: der überzeugte und blindwütige Nationalsozialist, Mitläufer, stille Gegner des Regimes und verschiedene Opfer – Behinderte, Juden und Andersdenkende. Indem die Autorin aus dem Leben von Antons Familie berichtet, gibt sie auch Einblick in den Alltag im Nationalsozialismus. Zudem beschreibt das Buch historische Ereignisse wie etwa die Pogromnacht 1938, skizziert den Kriegsverlauf und zeigt, wie sich die großen politischen Veränderungen auf einzelne Schicksale auswirken.

Auf faszinierende Weise erzählt die Autorin eine wahre Geschichte, die ihres Onkels. Sie versetzt sich dabei in die Gedankenwelt des

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Jugendbuch

jungen Antons und gibt den Leser/innen damit die Möglichkeit intensiv mitzufühlen. Antons Beobachtungsgabe, sein feines Gespür für die Veränderungen in seiner Umwelt, sein Unterscheidungsvermögen zwischen den Menschen, die ihm wohl gesonnen oder feindselig begegnen, zeichnen aus kindlicher Sicht ein differenziertes Gesellschaftsbild.

Die Sprache ist einfach und besteht aus kurzen, klaren Sätzen. Der Text ist besonders empfehlenswert für Schüler/innen der 7. und 8. Klasse, kann aber zur Veranschaulichung des Themas auch in höheren Klassenstufen herangezogen werden.

Ein Unterrichtsmodell zu dem Buch befindet sich auf der [Internetseite der Fischer Verlage](#).

Elisabeth Zöller: Anton oder Die Zeit des unwerten Lebens, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main (2004), 224 S., 12,90 Euro.

„Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“

Von Annette Eberle

Die Publikation gibt wichtige Einblicke in den Stand der interdisziplinären Bearbeitung des Themas. Dabei werden die maßgeblichen Mechanismen durch eine vergleichende Darstellung von Opfer-, (Mit-) Täter- und Fach- bzw. Systemperspektive herausgearbeitet und in den zeithistorischen Kontext der Vor- und Nachkriegsgeschichte eingebettet. Zudem verrät bereits der Titel, dass sich die Autoren, in der Mehrheit Medizinhistoriker und Psychiater, mit ihrer Forschungsarbeit einer gesellschaftlichen Gedenkkultur verpflichtet fühlen. Ihnen lag daran, die sowohl in Deutschland als auch in Österreich „randständige und stigmatisierte Position der psychisch kranken und behinderten Menschen“ (S.15) als Verfolgten-Gruppe der NS-Verbrechen zu durchbrechen. In den Lebensgeschichten des Bandes von Petra Fuchs, Maike Rotzoll und Ulrich Müller wird die Verschränkung von Lebenssituationen und Krankheit der Betroffenen deutlich, die sie in die abgetrennte Welt der Anstaltspsychiatrie führte und von dort schließlich in den gewaltsamen Tod.

Die Anonymisierung der „Euthanasie“-Opfer aufzubrechen, die nicht nur Folge sondern Bestandteil der „Vernichtung selbst“ war, lag wohl der Entscheidung des Autorenteam um Fuchs et al. zugrunde, erste Ergebnisse ihres langjährigen Forschungsprojektes zur Auswertung der (nur noch)

300 überlieferten Karteikarten der T4-Aktion in Form einer biografischen Annäherung zu veröffentlichen. Damit gelang es ihnen, nicht nur eine breitere Leserschaft zu erreichen (die zweite Auflage ist bereits auf dem Markt), sondern auch publizistisch Neuland zu betreten. Ein wissenschaftlich-analytischer Band soll in Kürze folgen. Mit den 23 erzählten Lebensgeschichten (S. 99-336), die bis in die Psychiatrie des Kaiserreichs reichen, haben die Autoren einen Perspektivwechsel auf der Basis der Krankenakten und damit der Täterüberlieferung versucht.

Die auffällige Differenz in der Entscheidung über die Erzählzeit - Präsens oder Vergangenheit - ist ein Indiz, das dem Leser verrät, wie bewusst sich die Autoren dabei mit der Problematik der eigenen Perspektive auseinandersetzen, die eine gespaltene ist: Die des einführenden und die des quellenkritisch distanzierenden Forschers. Die Lebensgeschichten werden gerade dann nachvollziehbar, wenn es den Autoren gelingt, den selbst gewählten Anspruch, „die Patientinnen und Patienten [nicht] in einer simplifizierenden Opfer-Täter-Dichotomie zu zeigen“ (S. 19), anschaulich zu unterfüttern und Widersprüche zuzulassen. Hier seien nur zwei Beispiele hervorgehoben: Friedrich L. (geboren 1896), „Ich teile dem Amtsgericht Leipzig mit, dass ich nicht Irrsinnig bin“ (S. 191-200), hatte die Kindheit in Armut im Gegensatz zu fünf seiner Geschwister überlebt. Sein weiterer Lebensweg gleicht einer „Verlegungskette“ zwischen Fürsorgeerziehungsanstalt, Arbeitshaus und Psychiatrie. Im Jahr 1932 versuchte er mit der freiwillig

ligen Kastration - er war u.a. wegen sexuellen Missbrauchs mehrfach vorbestraft - aus diesem Prozess von Kriminalität, Krankheit und Desintegration herauszufinden. Vergebens, bis zu seiner Ermordung im Februar 1941 wurde er noch in vier weitere Anstalten verlegt. Die Ablehnung seines letzten Entlassungsgesuchs wurde im Jahr 1939 mit angeblich mangelnder Arbeitsfähigkeit begründet. Auch die Geschichte von Therese W., „Zwischen den Welten“ (S. 308-336), handelt von vielen vergeblichen Versuchen des „Gesundwerdens“. Sie kommt als Fabrikantentochter und Ehefrau eines angesehenen Professors aus einer gänzlich anderen sozialen Realität. Ihre Lebensgeschichte verläuft „im Spannungsfeld von Emanzipation und Unterwerfung unter die zeitgenössischen Rollenerwartungen an Frauen.“ Sie wurde zum ersten Mal im Jahr 1924 nach einem angekündigten Ausbruchversuch aus ihrer Ehe auf Betreiben ihres Mannes in die Psychiatrische Klinik Leipzig eingewiesen. Bis zum Jahr 1935 wurde sie ambulant von einem jüdischen Psychiater behandelt. Nach dessen Berufsverbot und Emigration erfolgte ihre erneute stationäre Einweisung. Der Tonfall der Ärzte und die Diagnose in ihrer Krankenakte veränderten sich immer mehr zu ihren Ungunsten. Sechs Jahre später, nach vielen auch von der Familie abgelehnten Entlassungsgesuchen, wurde sie im Februar 1941 in der Heil- und Pflegeanstalt „Pirna Sonnenstein“ ermordet.

Die Unterschiede in den Erzählweisen der Lebensgeschichten, wie Länge, Ausführlichkeit von Personen- und Krankengeschich-

te, Einbezug von Selbstaussagen der Opfer etc., basieren vor allem auf der Zufälligkeit der Überlieferung. Kaum eine der Krankenakten, die „im Idealfall“ aus Personalakte und Krankengeschichte bestehen sollten, ist lückenlos erhalten. Zudem unterlag die Aktenführung sehr unterschiedlichen Konventionen innerhalb der einzelnen Anstalten. Doch, je näher die Überlieferung dem Todesdatum kommt, desto karger, anonym und aussageloser gestalteten sich die Einträge. Oft gelang es den Autoren, zusätzliche Dokumente in Archiven oder durch Kontakte zu den Familien zu erschließen. Eine Geschichte fällt dabei aus dem rekonstruktiven Erzählmuster heraus: Das Porträt eines Sohnes über den Vater, das sich auf überlieferte persönliche Aufzeichnungen stützen konnte und der Familie nun die Erinnerung an den Ermordeten ermöglicht (S. 105-122).

Der historische und methodische Rahmen wird in fünf einführenden Beiträgen abgesteckt. Maïke Rotzoll skizziert die Entwicklung der Anstaltspsychiatrie in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert (S. 24-35) und stellt diese in den Zusammenhang mit der Programmatik von „Heilen und Vernichten“ der NS-Psychiatrie. Unmittelbar daran knüpft Gerrit Hohendorf mit seinem Beitrag „Ideengeschichte und Realgeschichte der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘ im Überblick“ an (S. 36-52). Sehr prägnant und auch für eine mit dem Fachdiskurs nicht vertraute Leserschaft verständlich zeichnet er das Zusammentreffen von „Rassenhygiene und Euthanasie“ nach und gibt einen Überblick über die einzelnen Mordaktionen, die

Lernen aus der Geschichte

Empfehlung Lebensbericht

unter den Verbrechen der „NS-Euthanasie“ subsumiert werden. Petra Fuchs liefert mit ihrer kollektivbiografisch angelegten Studie über die Gruppe der Opfer der „Euthanasie“ (S. 53-72) den notwendigen Hintergrund, um die einzelnen Lebensgeschichten hinsichtlich sozialer Lebensrealität, medizinisch-psychiatrischer Diagnostik und der für die Mordselektion entscheidenden Kriterien aufeinander beziehen bzw. miteinander vergleichen zu können. Notwendige methoden- und quellenkritische Hinweise finden sich in den Beiträgen von Paul Richter über „das Spannungsfeld zwischen Einzelfall und Statistik“ (S. 73-79) und von Ulrich Müller zu „Krankenakten als Quelle“ (S. 80-98).

Zitiert aus: Annette Eberle: Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘ (Rezension), in: sehepunkte 9 (2009), Nr. 9 [15.09.2009], URL: <http://www.sehepunkte.de/2009/09/13643.html>

Auf dem Portal von Lernen aus der Geschichte gibt es außerdem eine Vorstellung des Bandes „...ist uns noch allen lebendig in Erinnerung“, der zehn biografische Portraits von Opfern der „Euthanasie“-Anstalt Pirna-Sonnenstein enthält.

Petra Fuchs / Maike Rotzoll / Ulrich Müller u.a. (Hrsg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“. Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘, Göttingen: Wallstein 2007, 387 S., ISBN 978-3-8353-0146-7, 29,90 Euro.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Podcast

Podcasts zur nationalsozialistischen „Euthanasie“

Die hier vorgestellten Podcast beleuchten verschiedene Dimensionen der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen. Einen wissenschaftlichen Zugang bietet das Gespräch mit dem Historiker Herwig Czech über Medizin und Nationalsozialismus und ein kurzer Podcast von Radio Bremen eins erinnert an die Predigt des Münsteraner Kardinals von Galen.

Herwig Czech über Medizin und NS

Herwig Czech ist Historiker am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) und arbeitet zum Thema Nationalsozialismus und Biopolitik. Im Rahmen der Podcast-Interviewreihe SdK - Stimmen der Kulturwissenschaften spricht er über die Unterschiede zwischen der „Euthanasie“ Aktion T4, dezentraler „Euthanasie“ und „Kindereuthanasie“. Der Podcast Nr. 6 aus der SdK-Reihe stammt von Daniel Meßner und dauert knapp eine Stunde.

Ein Podcast auf Bremen eins.

Prediger gegen die Euthanasie

Anlässlich des 70-jährigen Jubiläums der Predigt des Kardinal von Galen in der Münsteraner Lambertikirche sendete Radio Bremen eins in seiner Reihe „As Time goes by – Die Chronik“ am 3. August 2011 einen kurzen Beitrag zu diesem Widerstand gegen die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen. Kardinal von Galen hatte 1941 öffentlich gemacht, dass auch aus der Provinz Westfalen aus Heil- und Pflege-

anstalten Kranke abtransportiert werden und Angehörige kurz darauf Nachricht von deren Tod erhielten. Der Podcast erinnert an die starke Wirkung, die die Predigt hervorrief und von Galen den Beinahmen „Löwe von Münster“ einbrachte.

Ein Podcast auf Bremen eins am 3. August 2011.

Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat

Von Ingolf Seidel

Wer verstehen will, was die von Shulamit Volkov stammende Begrifflichkeit von „Antisemitismus als kulturellem Code“ bedeutet, muss sich in die Niederungen antisemitischer Propaganda begeben. Diesem Unterfangen haben sich die Mitarbeiterin des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung, Isabel Enzenbach und Wolfgang Haney als Inhaber einer umfangreichen Sammlung antisemitischer Postkarten und Marken mit der Herausgabe des Buches „Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat“ gewidmet. Der Band beinhaltet neben einer Einführung zwei grundlegende Aufsätze der Herausgeberin zur Sammlung Haney und zur mediengeschichtlichen Einordnung, ein Gespräch mit Wolfgang Haney zur Motivlage seiner Sammlerleidenschaft sowie Texte von Werner Bergmann, Christoph Kreutzmüller, Alfred Gottwald sowie Jennifer Meyer.

Marken in jeglicher Form sind ein frühes Massenmedium, ein Ausdruck der entstehenden „Konsum- und Mediengesellschaft“ (S. 7). Ihr Aufkommen fällt zusammen mit der Entstehung des modernen Antisemitismus und dessen antimoderner und völkisch-nationalistischer Kritik an Kapitalismus und Liberalismus. Als Klebmarken werden nicht nur Briefmarken bezeichnet, sondern verschiedene Typen, wie „Siegel-, Reklame-, Gelegenheits-, Schatz-, Sammel-, Wohlfahrts- und Briefverschlussmarken“

(S. 7), die allesamt als Medien zur Verbreitung unterschiedlichster Botschaften genutzt wurden. Während Briefmarken, deren Herausgabe in der Regel an ein staatliches Monopol gebunden ist, in erster Linie zur „Vermittlung einer pekuniären Information“ (S. 145) dienen, machen sich beispielsweise Siegelmarken nur noch die „hoheitliche Aura“ (S. 48) zunutze und dienen im Deutschen Reich sowohl privaten Organisationen als auch Geschäftsleuten zur Verbreitung von Informationen. Die Verwendung erster Siegelmarken als Hoheitszeichen durch die Jüdische Gemeinde zu Berlin aus den Jahren 1849/50 verweist auf die noch junge rechtliche Gleichstellung der Berliner Juden (vgl. ebda).

Das kleine Format der Marken zwingt geradezu zum Parolenhaften und es kommt so der antisemitischen Weltanschauung, die komplexe gesellschaftliche Sachverhalte simplifiziert, entgegen. Prägnant fasst Isabel Enzenbach die Funktion der antisemitischen Marken zusammen: „Klebmarken transformieren Emotionen und Haltungen in antisemitische Politik- und Welterklärungsmodelle. Gesellschaftlich erzeugen sie eine Alltagskultur der Exklusion.“ (S. 11) Der Wandel, den die Form antisemitischer Agitation durchlebt spiegelt sich auf den Klebmarken wider. Frühe Textmarken, die vermutlich aus den 1890er Jahren stammen, tragen antisemitische Zitate und greifen „auf eine unter den Antisemiten des Kaiserreich beliebte Legitimationsstrategie zurück, die negative Aussprüche und Textstellen berühmter Männer der Geschichte benutzt, um die ewige Exis-

tenz von Judenfeindschaft von Stimmen politischer und kultureller Größe beglaubigen zu lassen“ (S. 89). Diese Marken widerspiegeln vor allem das klassische Repertoire judenfeindlicher Stereotype. Demgegenüber würden laut Bergmann Marken aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend tagespolitische Bezüge tragen. Dazu gehören Themen wie die fälschliche Unterstellung von sogenannter Drückebergerei jüdischer Männer während des Ersten Weltkrieges oder auch die zu dieser Zeit populäre Dolchstoßlegende.

Im Nationalsozialismus kamen staatlicherseits verschiedene Formen von Vignetten zur Verbreitung antisemitischer Propaganda zum Einsatz. Briefmarken mit dem Hakenkreuz, mit Abbildungen von Adolf Hitler oder dem geänderten Reichsadler hatten die Funktion „den absoluten Herrschaftsanspruch des Nationalsozialismus zu untermauern“ (S. 147). Die Briefmarken wurden vor allem für positive Referenzen für den Nationalsozialismus genutzt und auf ihnen wurden „keine Feindbilder – vor allem keine Juden - dargestellt“ (S. 167). Neben antisemitischen Briefsiegelmarken kamen über im Jahr 1935 aufgestellte sogenannte Stürmerkästen neben der Zeitung „Der Stürmer“ auch Boykottlisten und Aufkleber in Umlauf (vgl. S. 130). Jennifer Meyer resümiert, dass „Briefmarken und Stempel Öffentliches und Privates verschmelzen“ (S.168). „Die Entscheidung, antisemitische und nationalistische Marken auf Briefe zu kleben sowie Sondermarken zu erwerben (...) ist eine alltägliche Form des Mitmachens“ (ebda.).

Die Darstellung der Geschichte eines frühen Massenmediums der antisemitischen Agitation ist nicht alleine für einen engeren Kreis von beruflich mit der Thematik befassten Expert/innen interessant. Die Auseinandersetzung mit dem Medium Klebmarke zeigt, wie tief der Antisemitismus in der Moderne und im vorliegenden Fall speziell in der deutschen Kultur verankert ist. Deutlich wird durch die Darstellung, dass das judenfeindliche Ressentiment zu keiner Zeit nur den gesellschaftlichen Rändern zuzuordnen ist. Durch die unzähligen Abbildungen antisemitischer Vignetten und Briefmarken bietet „Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat“ einen tiefen Einblick in die antisemitische Ideologie. Wer sich mit aktuellen Formen der medialen Verbreitung von Antisemitismus befasst, kommt kaum daran vorbei, sich mit der frühen Form massenmedialer Agitation zu beschäftigen. Der vorliegende Band bietet dazu eine herausragende Möglichkeit.

Isabel Enzenbach / Wolfgang Haney (Hrsg.): Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat. Vignetten der Sammlung Wolfgang Haney ab 1880. Berlin (2012).

Unser nächstes Magazin erscheint am 13. Juni und trägt den Titel „Punks, Hippies und Skinheads - Subkulturen und Jugendbewegungen in Ost und West“.

I M P R E S S U M

Lernen aus der Geschichte e.V.

c/o TU-Berlin

Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik

Fachgebiet: Fachdidaktik Geschichte

FR 3-7

Franklinstr. 28/29,

10587 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

Projektkoordination: Birgit Marzinka

Webredaktion: Ingolf Seidel, Dorothee Ahlers und Annemarie Hühne

Das mehrsprachige Webportal wird seit 2004 gefördert durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin. Die vorliegende Ausgabe unseres Magazins wird durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. gefördert. Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.